

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Jay Brown.

Die Geschichte eines Knaben.

Von Bernhardine Schulze-Smidt (E. Oswald).

Als wir, lieber August, uns nach langer Frist am sonnigen Bodensee wieder begegneten, schenkest Du mir zum Abschied scherzend das Büchlein mit den Aufzeichnungen aus der Jugendzeit, die Du vor zwölf Jahren schon, in den mühsigen Stunden Deiner ersten Kleinstadt-Praxis, begonnen und im Laufe der Zeit gemächlich vollendet hattest. „Was thut ein Junggefell mit dergleichen?“ sagtest Du mir, „nimm es mit in die Heimat. Vielleicht haben Eure Kinder ihren Spaß daran, vielleicht giebt es Dir gar einen Novellenstoff, und halb und halb zu Hause bist Du ja ohnedies in den verjährten Geschichten. Mir ist's ergangen wie so vielen schon: als ich damals im Schlafrassenstädtchen wider Willen auf der Bärenhaut lag und nebenbei über dies und das noch gefährlich im Dunkeln tappte, da meinte ich unter anderen Thorheiten auch eines Nachts, ich hätte den edlen Hengst Pegasus leibhaftig an den Flügelspitzen erwischt. Natürlich hielt ich hübsch fest, allein, wie mir's später tagte, gewahrte ich, daß die vermeintlichen Flügelspitzen nur die Hörner eines ehrbaren irdischen Lustieres waren. Ich fand mich in aller Stille mit meinem beschämenden Irrthum ab, schlug in mich und aus dem Poeten in spe entwickelte sich der arbeitsame Spießbürger.“

Daß keiner, der Dich kennt, Dir den Spießbürger glaubt, weißt Du, mein Freund, am allerbesten selbst!

Daheim hab' ich Dein Büchlein durchstudiert, habe im Geiste und auf dem Papiere Dein Erlebtes und Erzähltes umzuwandeln versucht, schließlich den Versuch aufgegeben und mein Geschreibsel vernichtet. Denn steife, seelenlose Puppen starrten mich daraus an, und alle die zarten Fäden und Fädchen, die Dein Denken und Fühlen, Deinen Knabenhumor und Knabenscharfsinn so eng mit den Ereignissen verknüpften, zerrissen unter meinen Fingern. Wer kann auch einen Schmetterlingscocon nachspinnen wollen und dann erwarten, daß ein lebender Falter aus der Hülle schlüpft!

Nicht in der Phantasie, sondern in der Wahrheit liegt der größere Reiz!

Deshalb verzeihe nun Deiner Freundin aus der Primanerzeit, wenn sie Dich selbst reden läßt und nur hier und dort in die eigene Erinnerung zurückgreift, um dem fremden Leser das zu erklären, was uns Altbekanntes unerklärt gegenwärtig ist.

Wer weiß, ob nicht manch Einer den ersten Sinn Deiner einfachen Geschichte erfährt und im Herzen bewegt:

„Des Kindes Weisheit richtet unbestochen,
Das Kind verzeihen — heißt: den Jüngling segnen!“
Sommer 1884. B. S. S.

I.

Mitte Mai 1872.

Um gute zwanzig Jahre trägt mich mein Erinnern heute zurück und hinaus vors Probsteithor zum letzten Stadthause. Das ist mein Daheim. Weit hinten im schöngehaltenen Garten mit sammetnem Rasen und einer Fülle blühender Syringen und Goldregen liegt das weiße einstädtige Haus, dessen Portal drei schlankte Säulen tragen. Eine dichtumrankte Pergola, die sich an die Veranda schließt, führt zu des Vaters Atelier, und der Vater selbst, im hellen Arbeitsrock, den Arm um der Mutter Schultern gelegt, wandelt im Sonnenschein vor dem Hause auf und ab.

Unter den Syringenbüschen auf der grünen Bank sitzt Votti, mein Schwesterchen. Miß Carlton klappt gerade das Lektionsbuch zu, ich pfeife auf zwei Fingern und die Kleine läuft mir mit fliegenden Haaren entgegen. Eilfertig trägt sie

Der Osterhase.



Wenn, sanft von warmem Windeshauch
Geküßt, die Reistgen werden wach,
Wenn Kästgen trägt der Weidenstrauch
Und goldne Blumen blühen am Bach;
Wenn's von dem Schlehdorn Blüten
schneit:
Das ist des Osterhasen Zeit.

Ihn selber sah so mancher nie,
Zumal in einer großen Stadt,
Weil, wenn er dort erscheint, so früh
Noch keiner offene Augen hat.
Doch was er hier und dort ver-
steckt,
Das wird mit Jubel bald entdeckt.

Und auf dem Land mag's auch geschehn,
Daß draußen er am Wege hält,
Als wolt' er just zu Markte gehn,
Vor sich den Eierkorb gestellt.
Und Jung und Alt strömt dann
herbei
Und bittet um ein Diererei.

Sonst ganz wie ein gemeiner Has,
Nur größer ist er, und er trägt
Stets eine Brille auf der Nas,
Die sonst kein Has zu tragen pflegt.
Auf einmal dann verschwindet er.

Wo er dann bleibt, ist unbekannt,
Und keiner lebt, der es vernahm,
Doch geht er wohl ins Märchenland
Zurück, aus welchem auch er kam.
Da sitzt er still in seinem Nest
Bis zu dem nächsten Osterfest.

Das, sagt man wohl, klingt wunderbar,
Doch giebt es nicht der Wunder mehr?
Der Vöglein Sang im jungen Jahr
Und all das Knospen ringsumher,
All diese Lust nach Winters Leid —
O wundervolle Osterzeit!

J. Trojan.

mir den Schulranzen ins Haus, denn ich habe etwas vom Pascha an mir und fühle mich, der Siebenjährigen gegenüber, in meiner Quintanerwürde. Nun kehrt Lotti mit dem Besperbrote zurück, die Eltern nicken, stehenbleibend, zu uns hinüber, und fort geht's ohne Zeitverlust zum Spielen.

Im Garten darf nicht getollt werden, und tollend müssen wir doch. So lange wir denken können, hat uns zu diesem Zwecke Nachbar Wegeners wüste Baustelle hinter dem elterlichen Besitztume gedient. Da sind wir schon am Pfortchen, drücken wohlgenut auf die Klinke und stehen ratlos: unser Eden zeigt sich zum erstenmale verschlossen. Aber die Jugend ist erfinderisch. Nach ein paar mißlungenen Versuchen glückt es mir, den knorrigen Hollunderbaum, der seine Knospenbüschel über das Einfassgemäuer streckt, zu erklettern, sehr zum Nachtheile meines neuen Habits; Lotti besinnt sich nicht lange, sondern faßt, ihr kurzes Röckchen noch kürzer schürzend, den unweiblichen Entschluß, es mir gleich zu thun. Bis zum ersten Zweig klimmt sie ganz behende; mit derbem Ruck reiße ich sie vollends zu mir empor, nun ein vorsichtiger Ruck auf heftig schwankendem Aterwerk zur bröckelnden Mauerkrönung und von dort hinab ein Sprung in die Kesselfeldnis zu unseren Füßen. Als stolze Eroberer nehmen wir unser Spielreich wieder in Besitz.

Wo gab es zum zweitenmal ähnliche Herrlichkeiten für Kinderherzen? Schutthaufen und Erbslöcher, ein verwitterter Holzstoss, aus dem wir uns durch Verschiebung loser Sparren einen künstlichen Ruheplatz geschaffen hatten, die leere Baustelle mit löcherichem Gimer und abgenutzter Mörtelfelle darin und einem Sandberge daneben, dem Vogelmiere und Wegerich entsprossen. Vor allem aber liebten wir die Reste des ehemaligen Kleinbürgergartens: die Pfingstrosenbüsche und den Süßapfelbaum, der für niemanden blühte und trug als für Lotti und mich und die vorbeiwandernden Landstreicher. Alt und weiterverästelt stand er mitten im wogenden Grase. Jeder Frühling überschüttete ihn mit rosigem Weiß, und aus dem Blütensehne wurden im Hochsommer frischwangige, goldgelb getuschte Äpfel, dichtgedrängt am Baum, mehlig von Geschmack, so mehlig, daß uns der Atem beim Schmaus verging. Dennoch kam nichts der Wonne dieses Genusses gleich, und wie bequem, daß unweit des alten Baumes ein Pumpbrunnen mit widerpenstigem Schwengel und rostigem Rohre stand. Im Schweize unserer kleinen Angesichter pflegten wir ihm ein paar Tropfen zur Labe abzurufen, und daß wir den Trank aus meiner Mütze schlürften, nahm ihm nicht das Mindeste von seiner Erquicklichkeit.

„Daß den Kindern ihren Spaß! Wir haben's nicht besser gemacht als wir jung waren,“ sagte der Vater einlenkend, sobald die Mutter ob unserer schmutzigen Hände und Kleider den Kopf schüttelte und bat: „Wenn du ihnen doch einen Spielplatz im Garten anweisen möchtest!“

Aber des Vaters Steckenpferd war die friedliche Stille und Schönheit seines Gartens, und da wir uns auf der Baustelle keinerlei Schaden zufügen konnten, behielten wir unsern Spaß. Auch Nachbar Wegener, ein behäbiger Rentier des Mittelstandes, störte uns nie und gönnte uns die atemraubenden Süßäpfel gern, im Bewußtsein des eigenen, säftigen Obijegens hinter einer schwarzen, von Nägeln und Glascherben scharfbeherrten Pflanze.

So saßen wir auch an jenem Maitage auf dem vorspringenden Sparren des Holzstoßes, baumelten mit den Weinen und über uns wiegte der Apfelbaum seine verheißungsvollen Zweige. Das Besperbrot war verzehrt; nun schwatzten wir und ich zergliebte mit Hilfe meines unschädlichen Taschenmessers eine Pfingstrose, um aus ihrer purpurnen Herzensstiefe jenes graugrüne Täubchenpaar zu schälen, das in jeder richtigen Pfingstrose geschwisterlich nistet. Lotti saß müßig. Sie hatte sich vorhin beim Sprung und Fall in die Nessel beide Händchen arg verbrannt, und mein rot-karriertes Schmutztuch, triefend naß und rostfleckig vom Brunnenrohre, mußte kühlen helfen. Wie ein Heldemädchen ertrug sie den Schmerz. Die indischen Fakirs, von denen ich ihr erst gestern berichtet, stößten ihr gewaltigen Respekt ein. Wenn man nun zwar nicht, wie wir's beabsichtigt hatten, ohne gründliche Vorübung vierundzwanzig Stunden lang auf einem Beine zu stehen vermag, so kann man doch viel ertragen, wenn man's ernstlich will, und es erfüllte Lotti mit Stolz, als ich, in Anbetracht ihres schweigenden Duldens, den Namen „Fakira“ für sie erfand und vorschlug. Stockstill saß sie, damit die Thränen, in denen ihre Augen schwammen, nicht herabfielen und ihrer Tapferkeit den Nimbus raubten.

„Dummerchen! du weinst, du bist gar keine Fakira!“ rief ich neckend und zerrte sie am Kopf, so daß sie sich rasch umdrehen mußte und die großen Tropfen ihr über die Wangen kugelten. Sie fuhr auf mich ein wie ein wildes Käzchen.

„Mädchen dürfen wohl weinen!“ sagte sie heftig; dann aber wickelte sie schluchzend mein Tuch fester um die wehen Hände und suchte nach der „Fakirakomödie“ Trost an meinem brüderlichen Herzen. Wie oft habe ich an diese kleine Scene zurückgedacht in den langen Jahren zwischen damals und jetzt.

Bald jedoch lachte sie wieder und ich erzählte ihr weiter von Indien, dessen Wunder uns die Geographiestunde gerade erschloß. Wir malten's uns so recht lebhaft aus, wie es sein würde, wenn die Riesenschlangen und Skorpione aus den Dschungles zu uns in unser wüstes Spielreich gefrohen kämen.

Es war so heimlich und warm und still um uns herum; nur eine Hummel taumelte trunken mit starkem Gebumm vom gelben Löwenzahn zum weißen Bienensaug. Das leise Knarren des Pfortchens überhörten wir gänzlich, denn dort hinten am Mauerchen, wo es immer feucht und schattig war,

hoben sich die Alettenblätter höchst bedenklich. Visionen von giftgeschwollenen Kröten und Kreuzottern stiegen in uns auf. Lotti kletterte geschwind ein wenig höher, ich hielt meine Pionie starr in der ausgestreckten Rechten, des Abenteuers harrend, das sich ankündigte und schrak heftig zusammen, als eine krähende Stimme dicht neben mir sagte: „Ei, ei, was sind denn dieses für zwei liebe Kinderchen, verehrter Herr Wegener?“

„Nachbarskinder,“ entgegnete der Angeredete lakonisch, und fügte verweisend hinzu: „Wie seid ihr aber durch die verschlossene Pforte gekommen, ihr Tafelzeug?“

„Abergelottet,“ stotterte ich zwischen Schuldbewußtsein und Empörung und warf die schöne Pfingstrose (es war bereits die dritte, die meinem Messer zum Opfer fallen sollte) weit von mir ins Gras, „wir dachten —“

„Dachte sind keine Lichte, Sohnmann,“ sagte Herr Wegener. „Krieg' du dir deine Pionie nur wieder; morgen darf ich dir und deiner Lotte keine mehr schenken. Und wenn du etwa noch auf Süßäpfel lüsterst, so sollte mir das höllisch leid für dich thun, Gussy.“

„O Gott, Herr Wegener, warum denn? was haben wir denn gethan?“ fragte ich erschüttert, während Lotti sich die Pfingstrose aus dem hohen Grase suchte und fortspielte, als ginge sie der Jammer gar nichts an.

„Na, weil der Herr hier meinen Bauplatz gekauft hat und auch sagen wird: Pascholl, Krabanters, das sind meine Pionien und meine Süßäpfel, und den alten knackerigen Baum, den hau' ich einfach um, und in den Ofen kommt'r.“

„O Gott bewahre! Thut er nicht, sagt er nicht!“ rief der Fremde, faßte mich unters Kinn und schnitt ein so schnuriges Gesicht dazu, daß ich flugs die Zähne auf die Unterlippe setzte und beide Schultern in die Höhe schob, um nicht laut heraus lachen zu müssen. „Betrachtet den Baum und das Gerümpel ungeniert als euer Privateigentum, my darlings,“ fuhr er fort, „bis die edle Maurerzunft euch Fallstricke und Kalkgruben legt, dann aller — dings heißt's: pa — scholl! hebt euch hinweg von hier!“

Was zu viel ist, ist zu viel! Aus war's mit meiner mühsam bewahrten Fassung. Ich schrie förmlich auf vor Lachen, und selbst Nachbar Wegener schmunzelte, denn der Fremde kniff eins seiner schrägen Augen zu, zog die Stirn in so abnorme Falten, daß der hellgraue Cylinderhut ihm urplötzlich auf der Nasenwurzel saß, und wahrhaftig, seine abtuhenden Ohrmuscheln bewegten sich hin und her. Dazu die Habichtsnase und der weitgeschlitzte Mund: alle Hampelmänner unserer Weihnachtsstische, alle Kasperles der Jahrmärkte tanzten vor meinem inneren Auge lustig auf und nieder. Ich suchte das Gespräch mit „Mister Braun“, so nannte Nachbar Wegener den Fremden, möglichst in die Länge zu ziehen; der Mann hatte etwas Bannendes für mich. Ja, der Gedanke, in nicht allzuferner Zeit täglich sehen zu dürfen, wie er mit den Ohren wackelte und den Hut auf die Nase rutschen ließ, begeisterte mich dergestalt, daß mir der demnächstige Verlust des Bauplatz-Paradieses schon in weit milderem Lichte erschien.

Als Mister Braun gegangen war, wollte es für heute mit den üblichen Spielen nicht mehr glücken. Lotti und ich stritten uns alles Ernstes. Sie erklärte den interessanten Mister Braun für einen „gräßlichen, alten Pajaz“ und hielt sich Augen und Ohren zu bei meinen Bestrebungen, seine Fragen nachzuäffen. Ich entriß ihr zur Strafe sowohl die Pfingstrose als auch mein kühlendes Schmutztuch und turnte damit allein über die Mauer ins elterliche Revier zurück. Lotti blieb auf dem Bauplatze, eine hilflose Gefangene, denn Nachbar Wegener hatte in der Zertreuung das Pfortchen wieder hinter sich verschlossen. Jedoch Mister Braun mochte wohl noch irgendwo in der Nähe geweilt und meines Schwesterchens klägliches Aufen und Betteln vernommen haben. Kurzum er führte sie, der Angst und Widerwillen deutlich auf dem verweinten Gesichtchen geschrieben standen, eigenhändig dem Vater zu. Der hielt mich gerade sehr derb am Ohrzipfel und äußerte die freundliche Absicht, mich auf diese Weise bis zu Nachbar Wegener zu ziehen, um von ihm den Pfortenschlüssel und Lottis Erlösung zu erbitten. In diesem kritischen Momente erschien Mister Braun auf der Bildfläche.

„Besten Dank für Ihre Freundlichkeit, mein Herr! — der Schlingel hier wird seine Strafe erhalten,“ sagte der Vater. „Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Jack Deodat Brown — Artist. Ich beabsichtige, mich neben Ihrem Grundstücke, mein wertester Herr Professor, anzubauen und hoffe auf angenehme Nachbarschaft,“ entgegnete der Fremde, zog den grauen Hut in schwingvollem Bogen und überreichte, ein seidengesticktes Taschenbüchlein öffnend, dem Vater seine Visitenkarte: blaues Gelatinepapier mit Goldbuchstaben, wie die Spruchbilder aus dem Missionsladen anzusehen.

Der Vater nahm die Karte, stuzte augenscheinlich, verbogte sich indeß sehr höflich und schickte uns zur Mutter ins Haus. Mir aber warf Herr Jack Deodat Brown hinter des Vaters Rücken noch einen Blick zu — o so kostbar verschmizt und wehleidig zugleich, und wieder wackelten ihm die Ohren so reizend. Die Erinnerung daran verjügte mir das englische Straßengebiet wesentlich, das ich unter Miß Carltons Aufsicht zu lernen hatte:

„Pretty little warbler
Come to me,
Let thy song
My solace be! u. j. w.“

Das Gedicht, Miß Carlton, alles und jedes erschien mir heute unsagbar komisch. Und als abends die liebe Mutter zum Gebet neben meinem Bette stand, tauchte, noch ehe ich bis zum Amen gelangt war, das unselige, närrische Gesicht

abermals in meiner erregten Phantasie auf. Sichernd fuhr ich mit dem Kopfe unter die Decke.

„Pfui August, schäme dich!“ sagte die Mutter sehr ernst. In tiefster Zerknirschung drückte ich mein Gesicht gegen ihren Arm und entschuldigte mich mit dem Stereotypen: „Ich konnte es wirklich nicht helfen, Mutter! — Er ist auch zu furchtbar lächerlich,“ fügte ich kleinlaut hinzu.

„So wirst du dich zusammennemen und ihn zu verzeihen suchen, August,“ entgegnete die Mutter und setzte sich auf meinen Bettrand.

„Aber Mutter, er kommt ja wieder und bleibt immer und ewig hier nebenan wohnen!“ jub ich im Tone der Verzweiflung zurück.

„Bis dahin bist du ein Jahr älter und sehr viel verständiger geworden,“ tröstete die Mutter, „wenigstens hoffe ich das, Gussy. Bete nun noch einmal still für dich und dann schlafe ein. — So — gute Nacht und Gott behüte dich, mein Junge.“

Als der Mutter Tritt sich entfernt hatte, stieß ich mit dem bloßen Fuße neckend gegen die Tapentür zu Lottis Zimmerchen und schrie: „Nacht, Fakira!“ Allein „Fakira“ hatte ihre Martern längst in süßem Schlummer vergessen und Miß Carlton schob den Riegel vor:

„You dreadful boy!“

II.

„Was betreibt der Mann eigentlich, Wegener?“ hörte ich anderen Tages meinen Vater den Nachbar fragen. Sie hatten sich in Vaters Baumschule am Feierabend zu einem pomologischen Gespräche zusammengefunden und ich durfte unmittelbar daneben mein Privatbeetchen, behufs Anlage einer Erdbeerpflanzung, von Grund aus umgraben.

„Das ist nun so eine Sache, Herr Professor,“ entgegnete Wegener und tupfte verlegen den Tabak in seiner erloschenen Pfeife nieder. „Wissen Sie, der Mensch ist das gewesen, was Sie ‚Klaun‘ nennen, nämlich der Wigenmacher so irgendwo bei den Kunststreichern. Nun hat er sich mit seiner Alfanzeri 'n Pöfchen zusammengeschlagen und hat sich ja wohl drauf beschloffen, daß er das Narrengeschäft aufstecken will und von seinen Renten leben wie wir soliden Christenheulen. Sehn Sie, das ist nun wie es ist. Bar Geld gilt für das Erste und Sicherste bei jedem Kauf, und das hat er mir für meinen Bauplatz gleich aufs Brett gezählt. Die Lage gefällt ihm und die Nachbarschaft hier mit dem noblen Hause und dem Attelsh, und nun kanns ja losgehn, mir ist das ganz egal. Anständig soll der Mann sein, sehr, Herr Professor, und er heißt sich ja auch ‚Artiste‘ auf der blauen Galantinfarte.“

Mein Vater lächelte ob dieser überwältigenden Logik. Als Bildhauer zählte er selbst zu den „Artisten“ und empfand den feinen Stich. „Und was für ein Landsmann ist mein Herr Kollege?“ forschte er weiter. „Brown lieft sich englisch, aber Herrn Browns Englisch klingt nicht im geringsten angeboren.“

„Donnerwetter! Sie haben doch 'nen fermosten Merks, Herr Professor,“ meinte Wegener bewundernd, und bog die Zweige eines Birnbäumchens vorsichtig auseinander gegen die Spalierwand. „Das ist auch dummes Blech mit dem englischen Namen. Von Natur heißt er glattweg Braun, mit ‚au‘ buchstabiert, und hat 'ne Kleinigkeit vom Franzosen an sich, nämlich als Elsäßer aus Straßburg. Aber erstens hat er 'ne Engländerin vom Seil herunter geheiratet, sagen die Leute, und zweitens hab ich mir erzählen lassen, daß diese Wigenmacher, wenn sie gut sein sollen, immer aus England kommen müssen, wegen dem Spleen, den sie da haben. Deshalb schreibt er sich nun am Ende lieber auf englisch und trägt den grauen Cylinder und blauen Schlips und das Zaaket wie 'ne Wurstspelle. Na, Herr Professor, den Spaß wollen wir ihm lassen, wenn er sonst reputierlich ist und macht uns sonst keinen Skandal in der Nachbarschaft, als da zum Beispiel ein Seil von seiner Bodenluke zu Ihnen oder zu mir herüber wäre und darauf tanzen —“

„Ich verstehe, lieber Wegener,“ sagte der Vater. „Nun möchte ich Ihnen noch rasch die neuen Pflanzstämme da drüben zeigen.“ Damit gingen sie in den ferneren Teil der Baumschule und ich hörte den Vater lachend bemerken: „Kinder haben so lange Ohren, vorzüglich Gussy!“

Und „Gussy“ Ohren waren gewaltig lang bei diesen hochinteressanten Enthüllungen aus Mister Browns Vorleben geworden. Ein Clown, ein wirklicher Clown, so wie die, welche wir Schulkameraden um Weihnachten erst im Circus Loisset mit Entzücken belacht und beklatscht hatten! Raum konnte ich den folgenden Morgen abwarten, um meinen Aufenfreunden Hans und Fritz die Neuigkeit anzuvertrauen, und auf dem Schulwege schmückten wir drei uns die Bonnen der Zukunft in leuchtenden Farben aus.

„Du — Guß — wenn wir recht nett gegen ihn sind, macht er uns öfters Unsinn vor,“ sagte Fritz. „Hans und ich, wir besuchen dich dann immer Sonntag Nachmittags.“

„Kaffee können wir ja lieber vorher zu Hause trinken, sonst wird es deiner Mama am Ende reichlich viel,“ fügte der dicke Hans hinzu, dessen Mutter bei uns stark in Mißkredit stand. Sie pflegte uns nämlich regelmäßig mit den Worten zu begrüßen: „Kaffee habt ihr hoffentlich schon getrunken, beste Jungens; ich habe leider keinen Tropfen mehr für euch.“ Bei Hans wurde auch stets um Erbsen und Bohnen Poch gespielt, niemals um Pfeffernüsse wie bei uns.

Der arme Hans! Wir begriffen es nicht, wovon er so dick wurde bei all' der Entbehrung.

III.

Wie ein Pilz im Gewitterregen, so flink schoß Mister

Brown's Häuschen aus dem Boden empor. Die alte Baustelle wurde eine Stätte emsigen Schaffens und wiederhalte von den Kraftsprüchen der Maurer und Zimmerleute. Nachbar Wegener, der an stetem Zeitüberfluß krankte, weil er außer seinem Gärtchen kein einziges Thätigkeitsfeld befestigte, machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, den Neubau zu beaufsichtigen, zu bemäkeln, zu begutachten.

Wir erhielten nun unseren Spielplatz im elterlichen Garten, mußten uns von früh bis spät durchaus gestittet betragen und hatten, ungeachtet des neuen Turnrechts und Kugelspiels, Heimweh nach unserem verlorenen Paradiese. Die Kinderphantasie bedarf des Ursprünglichen, um daraus zu gestalten, und so lebten und webten unsere Gedanken und Wünsche im nachbarlichen Hausbau, wo die Kalkgrube dampfte, die roten Backsteine geschickt von Hand zu Hand flogen und lockere Späne in üppiger Fülle von der Säge zu Boden rieselten. Manche liebe Stunde standen wir regungslos und drückten unsere Stumpfnäschchen am Bretterzaun glatt, der jetzt die bröckelige Mauer ersetzte und zum Glück für unsere unerfährliche Neugier mehrere klaffende Spalten aufwies.

Der Sommer verging und im Herbst wurde die neue Villa gerichtet. Mister Brown erschien zu dem festlichen Tage und hielt von seines Hauses Giebel herab den Bauleuten eine zündende Rede. Wir vernahmen das Lachen und Hochrufen und sahen einen riesigen Humper kreisen. Für mein Leben gern hätte ich das Kugelspiel zusammengeworfen und wäre hinauf an die Seite meines Idols in großgewürfelten Anzuge geeilt. So aber erschien und entschwand er mir wie ein Meteor. Die Blätter fielen allgemach von den Bäumen, im Neubau wurde fortgearbeitet bis zum Eintritt der Kälte, und dann lag er still und verschneit, wie ein verzaubertes Schloßchen, bis der Frühling ins Land zog und ich als Quartaner schon ein ganzer Mann zu sein glaubte. Da wurde wieder gehämmert und gepust, als wäre Dampf dahinter, und Ende April war alles fix und fertig.

Die junge Sonne übergoldete unser ehemaliges Wüstenreich, aus dem ein so zierliches Eden geworden. Das rote Haus prangte im Schmuck überreicher weißlicher Verzierungen und eines bunten spitzen Schieferdaches auf dem Türmchen, das einer Zipfelmütze zum Verwecheln ähnlich sah. Die Fenster hatten zum Teil farbige Scheiben, die fröhliche Lichtflecke auf Flur und Treppe warfen, und allesamt grüne Jalousieläden. Um den Oberstock lief eine bescheidene Schweizergalerie, das Erdgeschoß streckte zwei kurze Veranden als Füßläden aus. Das Innere dieser Veranden zeigte ein fattes pompejanisches Rot und schwebende Göttergestalten in vier oder fünf Feldern. Maler hielten sich beim Anblicke dieser Herrlichkeiten die Seiten vor Lachen — wir fanden das Nachbarhaus tausendmal schöner als unser eigenes. Ringsum zog sich eine krausgeschnörkelte Gartenanlage, auf dem Mittelbeete prangte ein J. D. B. in gelben und violetten Blümchen. Als ehrwürdiger Beschützer des kleinen Heims stand der Apfelbaum im jungen Rasen und schaukelte seine rosigen Zweige über dem großen Möbelwagen, aus dem vierströtige Männer ein Stück Hausrat nach dem anderen trugen. Wundervolle Dinge: ziegelrote Sessel und Kanapees, dann noch gelbe, dann bunte Vasen, und nun, o Himmel! ein Messingbauer mit zwei gehäuteten Papageien, die nur die Worte: „Joy-ey!“ und „Bravo!“ schrien. In der Hausthür, einen Tarbusch auf dem Scheitel, einen palmengemusterten Schlafrock um die Hüften gegürtet, stand mein Freund und leitete das Ganze. Jetzt gesellte sich eine trippelnde schwarzzügige Magd in äußerst zwanglosem Negligé zu ihm; sie trug ein Glas Bier in der rechten Hand, Brot und Eier in der linken, lief in den Garten hinunter und rief mit heller Stimme:

„Joy! M'sieu Joy! v'la le diner!“

Und nun tauchte aus einem Eckchen an der Planke ein Knabenkopf empor, so entzückend, daß selbst wir vor Staunen große Augen machten. Ein wahrer Engelskopf, den lange weiche Locken einrahmten. Unsere kindlichen Schönheitsbegriffe hatten bis jetzt in dem lieblichen Gemälde eines verstorbenen Schwesterchens gegipfelt, dies lebende Bild glich dem gemalten und stellte es in den Schatten. Mit regstem Interesse verfolgten unsere Blicke die schwarzzügige Magd ins Haus zurück und dann jede Bewegung des schönen Kindes, das sich auf einer umgestürzten Kiste es so bequem wie möglich machte, sein Bier und Brot neben sich und langsam eines der drei hartgekochten Eier schälte.

Die Sonne beschien des Kindes lichte Locken und die feuerrote Bluse über weissen Kniehöschchen. Und wir starrten das lebende Wunder an, das Bier trank und harte Eier aß, Dinge, die uns als geradezu unmöglich für einen Kinderwagen geschildert waren. Endlich siegte meine Neugier.

„Du! wie heißt du?“ rief ich und wiederholte meinen Ruf noch zweimal, ehe der Knabe aufblickte und antwortete.

„Joy Brown.“

„Joy? Joy? Das ist doch gar kein ordentlicher Name.“

„Es ist wohl ein Name!“

„Nein, ‚joy‘ heißt ja ‚Freude‘ auf Englisch, wie drollig!“ warf Lotti hin.

„Meine Mutter, die tot ist, hat es so gewollt,“ entgegnete der Knabe, und wir standen verstummt und unbeholfen, bis er sich umwendete, in sein Ei biß und Bier dazu trank.

„Du, Joy!“ knüpfte ich abermals an, „darfst du das denn zu Mittag essen?“

Der Kleine nickte und verzog das feine Mündchen ein wenig.

„Warum ist du so was? Unsere Mutter sagt, man kriegt von harten Eiern kaltes Fieber.“

„Wir ziehen um, und Nanon hat keine Zeit, das Essen

aus dem Gasthose zu holen.“ Er sprach leise und schüchtern wie ein kleines Mädchen, aber an irgend einem Zipfel mußte er doch heranzuholen sein.

„Möchtest du nicht lieber Reis mit Rosinen?“

Er nickte wieder und kam, sein Ei in Händen, dicht zu uns an die trennende Planke.

„Du, ich will fragen, ob du heute mit uns essen darfst. Vater und Mutter gehen zu Tisch in Gesellschaft und wir bekommen Karbonade und Reis mit Rosinen und — was noch, Lotti? Sprich doch, du dummes Ding!“

„Und rote Sauce. Karbonade mag ich aber nicht,“ erklärte Lotti.

„Siehst du wohl? Dann haben wir für drei genug. Lotti, geh hin und frag Mutter, ob er darf,“ befahl ich. Meine kleine Sklavin trollte sich ins Haus und eine Viertelstunde später sah das fremde Kind wirklich mit uns zu Tisch. Die Eltern hatten in nachbarlicher Güte den kleinen Gast freundlich gebeten und empfangen.

„Er ist mutterlos,“ sagte unsere liebe Mutter, und das gab den Ausschlag. Der Vater betrachtete ihn von allen Seiten und nickte immer vor sich hin, wie er's that, wenn ihm etwas besonders wohlgefiel.

„Den Amor muß ich im Atelier haben, ehe sie ihm die Locken stutzen!“ meinte er schließlich und legte dem fremden Kinde eigenhändig vor.

„Wie'n Affe ist das Gör angeplündert!“ bemerkte nach Tisch die Köchin zum Hausmädchen, „aber er sieht so extra aus; unser Herr will'n gewiß als Figur hauen. Ich bin bloß froh, daß unser Gussy nicht so rumläuft!“

IV.

Die nachbarliche Villa war bald vollständig eingerichtet, und eines Sonntagmittags Ende Mai machte Herr Jack Deodat Brown seinen feierlichen Eintrittsbesuch bei uns. Alles an ihm glänzte: sein glattrasiertes Gesicht und die gebrannten Haare, die neuen Lackstiefel und die große, weiße Atlastkrawatte mit einem Streumuster von winzigen Rosenknospen. An der Hand führte er Joy, und das Kind sah schöner und fremdartiger als zuvor aus in seinem brennend bunten Bergschottenanzuge mit Rilt und Schärpe und nackten Knien.

Allein wir beiden, Lotti und ich, in unserem biedern Sonntagstaate, fühlten sofort, wie unsre Mutter sich anfänglich weit kühler und vornehmer gab, als es sonst ihre Art war. Ob es nun das gutmütige Wesen des Herrn Nachbars bewirkte oder Jovs Ähnlichkeit mit unserem verstorbenen Schwesterchen — jedenfalls schwand gegen Ende des Besuches der Mutter Zurückhaltung. Nach Kinderweise bemerkten wir das Faktum — damit gut. Später wurde mir's klar, daß die Mutter damals mit ihrer Freundlichkeit ein Opfer brachte. Sie war eben zu eng verwachsen mit des Vaters Ideen und Wünschen, um sich nicht schließlich lächelnd zu fügen, wenn er den Ton angab.

Mein Vater empfand stets die lebhafteste Hinneigung zu allem wirklich Originellen und überschrift, wo es ihm in seine Liebhabereien paßte, mit unwiderstehlicher Anmut die Vorurteile des „ersten Standes“. Und weil die Heimat der unerfährlichen Originale nur selten im Kreise der „oberen Zehntausend“ zu finden ist, hieß man den Vater scherzend einen roten Demofraten. Besonders waren es kleine Leute aller Gewerke, die ihn kamen und verehrten und seine Freundschaft genossen. Unter ihnen suchte und fand er seine besten Vorbilder, erlauchte er die frappantesten Stellungen und Gesichtszüge für Reliefgruppen und allegorische Gestalten, die er sehr scharf zu charakterisieren pflegte. Unserem alten Tischler, der seine Frau angeblich nur um ihres kunstvollen Kleiderschranks willen geheiratet und trotzdem sieben- undzwanzig Jahre lang eine echte Philemon- und Baucis-Ghe mit ihr geführt hatte, schenkte er eines seiner schönsten Werke für das Grab der Frau, als sie hochbetagt starb. Sonntags ging er gern mit uns Kindern hinaus in die bescheidene Probsteier-Vorstadt, führte uns in dieses oder jenes Häuschen und lehrte uns „Menschenliebe und Zufriedenheit“, wie er's ernsthaft nannte. Wir mußten uns gewöhnen, dankend ohne Mundverziehen das zu genießen, was die einfachen Leutchen uns anboten; kam dann die Weihnachtszeit, so planten wir mit dem Vater kleine Überraschungen für die Bedürftigsten und führten sie hingebend aus.

So geschah es, daß schon dem flüchtigen Knaben sein zukünftiger Beruf ins Herz wuchs. Dank meinem Vater, waren mir Leid und Krankheit nicht da, um voll Scheu oder gar Absehen an ihnen vorüberzugehen, sondern mein Blick dafür schärfte sich unbewußt; der kleine Trieb, zu helfen und zu lindern, schlug feste Wurzeln und kräftigte sich von Jahr zu Jahr.

Das freundliche Geschick hatte dem Vater irdische Glücksgüter beschert, so daß er geben und erfreuen konnte und seinem sonnigen Humor keinen Tropfen Bitterkeit beizumischen brauchte. Die Mutter war weniger impulsiv und äußerlich warm, aber mit ihren eindringlichen Augen und der feinen, ruhigen Weise ergänzte sie den Vater und war für uns jenes richtige „Mutterideal“, das ein langes Leben als Trost und Schutzgeist zu begleiten vermag, auch wenn es längst von der Erde geschieden ist.

Der Vater zeigte sich ganz verliebt in Mister Brown, nachdem dieser gegangen war und uns auf unsere Bitte Joy noch zum Spielen daließ. Zuerst mußte dieser die marmorne Sphynx und den springenden Centauren vor der Veranda bewundern. Rings um die Sphynx sproßten buschige Farnkräuter und dufteten Maiglöckchen. „Waldunschulid im Schatten des Geheimnisses“ taufte der Vater das hübsche Eckchen,

und dies unverstandene Gleichnis machte uns dasselbe doppelt anziehend. Während wir dem schüchternen Gaste unsere Herrlichkeiten vorstellten, saßen die Eltern in der nahen Veranda und ich ritt auf der Sphynx.

„Der Mensch ist drollig bis in die Fußspitzen, Charlotte!“ sagte der Vater zur Mutter. „Wie in aller Welt will er nur den Gentleman herausbekommen? Vorherbestimmt für sein Gewerbe hat ihn die Natur, und ewig schade ist's, daß er's aufgegeben hat. Eine Reise könnt' ich machen, um den Mann im Circus zu sehen! Aber weißt du, was mich fast mehr als die Komik anzieht? Das sind seine Augen, gute, treue Augen, als hätte der liebe Gott sie für einen Leonberger beabsichtigt und aus reiner Zerkreunung in den verkehrten Kopf gesetzt. Nun muß ich noch ergründen, woher der Junge, der Jon, seine übrige Schönheit hat — die Augen wissen wir ja hinzubringen.“

„O bester Schatz!“ rief die Mutter und hob beide Hände auf, „deinen Scharfblick in Ehren, aber das Kind hat keine Chinesenaugen wie sein Vater.“

„Mandelförmig wolltest du sagen, liebe Charlotte,“ entgegnete der Vater. „Gleichviel, der Ausdruck ist die Hauptsache und damit stimmt es. Der Junge wird nach Sertta kommen; Gussy soll sich natürlich seiner annehmen und ich gedenke mich im Atelier mit ihm zu befreunden. Was hältst du davon, Charly? Amor und ein verliebter Satyr: Vater und Sohn. Wäre der Einfall nicht ungart, er könnte großartig verwirklicht werden.“

„Das arme Kind!“ sprach die Mutter nachdenklich. „Ich bin doch froh, daß meiner Lieben Vater kein Clown ist!“ Und sie nahm des Vaters Hand zärtlich in die ihrige und blickte an seiner stattlichen Gestalt hinauf in sein kluges, bärntiges Gesicht, seine schönen braunen Augen. „Laß den Verkehr nur nicht allzu vertraulich werden,“ fügte sie hinzu, und der Vater lachte kopfschüttelnd.

„Charlotte! Wer wird auf seine alten Tage so engherzig werden, und nun gar du, die Bibelfeste! Wie sagt die Schrift? Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet! Heißt es nicht so oder doch sehr ähnlich?“

„Du behältst recht wie immer,“ erwiderte die Mutter, aber sie seufzte leise bei der Antwort.

Auf dem Rücken der Sphynx, hart unter der Veranda kauend, hatte ich voll kindischer Neugier dieses Gespräch und auch den Seufzer der Mutter vernommen. Die beiden Kleinen umgingen mittlerweile Hand in Hand, artig und sinnig, den großen Rasenplatz. Ich schaute ihnen stumm zu, da überkam mich plötzlich ein sonderbares, leidenschaftliches Trauergefühl für den Sohn des Clowns und dann faßte ich den großen Entschluß, ihn zu meinem Schützling und willigen Knechte zu machen, denn elfjährige Knaben pflegen gewöhnlich wie Tyrannen zu lieben.

Als wir das Hausmädchen mit den Vöfeln zum Tischdecken klirren hörten, lief ich geschwind ins Nachbarhaus, um Joy richtig dort abzuliefern. Mister Brown, jetzt wieder im Schlafrock, empfing uns. Joy wurde Nanon überantwortet und ich mußte einen Augenblick mit dem Hausherrn in seine „gute Stube“ treten. Die Papageien schaukelten sich in ihren Messingringen und schrien mir entgegen, durch die farbigen Fenster glühte die Sonne ins Zimmer. Da prangten die ziegelroten Kanapees und Lehnsessel, von Zigaretten förmlich eingesponnen; überall steifgestopfte Rückenissen mit Rosenbouquets in Kreuzlich; unter dem Tische ein flammender Teppich, der gläserne Eckschrank vollgepropt mit Figürchen, Muscheln, Tassen und Körbchen aus Draht und Gewürznelken. Den Ofen krönte ein bronzierter Gipspage, einen Falken tragend. Dies alles erfaßte ich mit einem raschen Blicke und bemerkte auch die freidigweisen Gardinen, die kahlen Wände. Nur über dem Sopha hing ein Pastellbild; wie hingehaucht erschien die schöne Dame im Reittleide, deren Augen mir im Zimmer begegneten, wohin ich mich wendete.

„Das ist Jovs Mama,“ erklärte Mister Brown, rückte den schwefelgelben Immortelkranz gerade, sodas er der schönen Reiterin genau bis zur Nasenspitze hing. Joy glich seiner Mutter zum Verwechseln. „Heute Nachmittag packe ich meinen Kunstkoffer aus; wenn du dabei sein willst, August, so soll es mir eine Ehre sein,“ sagte Mister Brown zum Abschied.

„Ich thäte es riesig gern, aber ich habe mir leider Hans und Fritz zum Kaffee eingeladen — meine besten Freunde, wissen Sie. Die dürfte ich wohl nicht 'n bißchen mitbringen?“

„Ja, warum denn nicht? Joy wird ja auch Gymnastie bei euch. Die jungen Herren sind mir also gleichfalls willkommen.“

Mit dieser beglückenden Sonntagsnachmittags-Aussicht stürzte ich heim, denn unser dienstbarer Geist schmetterte mit Trompetenstimme durch den elterlichen Garten: „August! — August! — Gussy! — zum Essen!“

Natürlich kam ich zu spät zur Suppe und wurde gescholten, aber meine Stimmung war zu rosig, und außerdem fand ich unser kühles Eckzimmer mit seinen gedämpften Farben und dem köstlichen Blumenstrauße auf dem Tischstuche urplötzlich so wunderhübsch, daß ich vor lauter Wohlbehagen zu keiner nachhaltigen Zerknirschung kam, sondern flott berichtete: „Mutter! er ist doch riesig nett! Heute Nachmittag packt er seinen Kunstkoffer aus. Dürfen wir zusehen, wir drei, nämlich ich und Hans und Fritz — er sagte: die jungen Herren! Dürfen wir? Ja, Vater?“

„Nun, wir wollen sehen.“ —

„O, wollen sehen“ heißt ja,“ frohlockte ich.

„Wie sieht es denn da drüben bei den Browns aus?“ „Eigentlich schauerhaft! Vater. Gar keine Blumentöpfe und so andre Möbel wie hier bei uns, aber lustig sieht es doch sehr aus und die Papageien schimpfen in einem fort



Der Besuch der Großeltern. Nach dem Gemälde von Ferd. Jagerlin.

ganz famos, und denke dir: Joys Mutter hat sich als Reiterin abmalen lassen. Na, das schadet weiter nichts; auf den Kunsttöffer freu ich mich furchtbar! Was wird er wohl drin haben, Mutter?"

"Bajazzeug!" sagte Lotti verächtlich, und obwohl ich sie entrüftet unter dem Tisch puffte, hatte die liebe Unschuld doch den Nagel auf den Kopf getroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Nur eine Puppe?

Eine Toiletten- und Herzensgeschichte von Heinrich Salizer.

1. Miß Doll.

"Ich hoffe von ganzem Herzen, daß diese Stunde mir treu bleiben wird," sagte der Graf von Elchingen.

Sie saßen im Garten eines Dorfwirtshauses, welcher auf die Landstraße hinaus sah. Es war jene späte Nachmittagsstunde, wo das Landvolk noch nicht Feierabend macht und die Dörfer ganz verlassen erscheinen, da alle Welt "auf dem Felde" ist. Es war in einer freundlichen Ortschaft, mitten in einem weiten Gebirgsthale Osterreichs, dort wo sich die Alpengrenze Steiermarks erhebt.

Sie waren beide spazieren geritten — die kleine, schöne Baronesse Veltheim und Graf Elchingen. Sie in Begleitung ihres englischen Reitknechts Jim, mit dem eisgrauen Kotelettbart und der steifen weißen Halsbinde, Graf Paul Elchingen allein.

Auf der sonnigen Landstraße zwischen dem Landstiege ihres Vaters und dem Jagdhause des Grafen hatten sie einander getroffen und er hatte sich ihr, wie schon oft, als "guter Nachbar" angeschlossen.

Baronesse Maud Veltheim war am Garten des Wirtshauses abgestiegen und hatte Jim mit den beiden Pferden beimgeschickt mit dem Auftrage, sie hier im Phäston abzuholen, sie wolle zurückfahrschein, anstatt zu reiten. Denn sie war eine ganze kleine Amazone, die schöne Baronesse, und ihre Laune wechselte wie die Wolken des Sommerhimmels

oder wie — ihre Toiletten, die sie selber zu "erfinden" pflegte in ihrem kapriziösen Köpfchen.

Heute trug sie ein Reitkleid in herbstwaldfarbigem Grün und ein Hütchen, von dem ein stahlfarbiger Schleier wehte. Sie war, wie gesagt, klein, zart, elfenhaft gebaut und hatte das pikanteste Gesichtchen von der Welt; ein Gesichtchen voller Geist, Mutwillen und Noblesse zugleich, ein echt aristokratisches Gesichtchen, voll brünetter Nuancen an Haar und Augen.

Graf Paul Elchingen dagegen war ein schlanker, dabei kraftvoller junger Mann mit hellbraunem reichen Haar, Augen von der Nuance eines felsumstarrten schottischen Sees, und einem hochblonden d'Aragnan-Schnurrbärtchen; braunsonnig war sein stolzes, kühnes Mannesgesicht, das doch im gegebenen Momente so knabenhaft werden konnte.

"Ich hoffe von ganzem Herzen, daß diese Stunde mir treu bleiben wird," hatte der Graf gesagt, wie sie so miteinander am rohgezimmerten Gastgartentische unter dem riesigen Kastanienbaume saßen in dem schlummerstillen Grün neben der sonnigen Landstraße.

Sie schaute ihn mit ihren dunkelnden Augen an. "Wie meinen Sie das?" fragte sie. "Giebt es denn auch Stunden, welche uns untreu werden können?"

"Gewiß! Und leider sind die in der Mehrzahl. Treugebliebene Stunden! Es mag wohl ein seltsamer Ausdruck sein, aber ich wüßte keinen besseren, um das zu bezeichnen, was ich meine. Der Mensch hat wohl viel frohe, viel glückliche Stunden in seinem Leben, Stunden, welche er sich aufbewahren möchte in dem Schreine seines Herzens für sein ganzes Leben, für die Zeiten seines Alters, wo er doch nur noch von der Erinnerung an die schöne Vergangenheit lebt; oder für müde, herbstliche Tage der Vereinsamung, der Verlassenheit und der Trostlosigkeit, wo er keinen andern Halt, keinen andern Trost, keine andere Verjüngung findet, als das Gedenken an Stunden der Liebe, der Hoffnung, des Glücks. Und es giebt Zeiten, wo man meint, das Herz müsse einem brechen, weil man in seinen besten Gefühlen verwundet wurde, in seinen hellsten Hoffnungen getäuscht, in seiner ehesten Liebe mißverstanden, oder, was noch schlimmer ist! mißachtet, und wo dann die weinende, irrende, verbitterte Seele gleich der Taube

der Sintflut mit durchnästen, schweren Flügeln ein Stückchen Land sucht, auf dem sie festen Fuß fassen könnte. Und dieses Stückchen Land, wo das verzagende oder grollende Gemüt einzig rasten kann, ist — die Erinnerung an die echten, frohen Stunden des Daseins, und seien dieselben uns noch so fern gerückt und seien dieselben noch so kurz gewesen! Blickt man jedoch zurück auf all die sogenannten glücklichen, frohen Stunden seines Daseins — wie wenige derselben sind treu geblieben, sind uns nicht verbittert worden durch nachträgliche Enttäuschungen, durch spätere Feindseligkeiten, durch die Ernüchterung! Wir haben einmal eine glückliche Stunde der ersten Liebeseligkeit durchlebt: aber mögen wir an dieselbe zurückdenken oder vermag sie uns Trost zu gewähren?! Ist der Gegenstand jener ersten Liebe uns nicht immer entrissen worden durch Verhältnisse oder Untreue oder durch unser eigenes Erwachen zur Vernunft? Wir haben also diese Stunde verloren für unsere Erinnerung, sie ist uns beschämend oder verbitternd. Und wenn man alt wird oder trostarm, oder wenn ein sonnenloser, feindseliger Tag uns in der Einsamkeit oder in Krankheit findet und man sucht mit der Seele nach einer Insel in unserem Leben — wie viele findet man da? Wo mögen wir landen? Wo mögen wir festen Fuß fassen in unseren Erinnerungen? . . . Ach, die Vergangenheit ist meist eine brennende Wüste mit nur wenigen Oasen. Wie wenig Augenblicke, ach wie wenige, die uns erhalten blieben, unverbittert, unvergällt, schattenlos! — Wohl denen, die am Ziele ihres Daseins auch nur an eine solche Stunde denken können, dankbar, liebevoll, beseligt durchs Erinnern!"

Er schwieg.

Sie war sehr sinnend geworden.

"Das also nennen Sie treugebliebene Stunden?" sagte sie leise mit weichem Tone, schwieg dann und schaute vor sich hin. Sie hatte ein so bewegliches, vibrierendes, schönes Mädchengesicht, mit so sprechenden Augen und so sprechenden Mienen. Sie hatte eine silberklare Stimme, bald trotzig, bald kindlich und sanft. Und kindlich und sanft war dieselbe, wie sie jetzt sagte: "Und Sie glauben, Sie hoffen, daß diese jetzige Stunde, diese Stunde, welche wir zusam-

men verbrachten und in welcher Sie mir gestanden, daß sie . . . wo wir so traulich plauderten . . . eine Stunde sein werde, die Ihnen treu bleibt das ganze Leben hindurch? Eine Stunde, an die Sie denken mögen mit aufrichtiger Freude, wie man an einen schönen, sonnigen Morgen denkt, wo wir auf einem schweigenden See dahinglitten in kleinem schwanken Rahne und um uns am Ufer grüne Matten, und drüber hinaus weißblühende Gletscher, und über uns ein wolkenloser Himmel?" . . .

"Gewiß!" sagte er mit voller Herzensstimme. "Gewiß, Baronin."

"Und sind Sie so recht froh und glücklich jetzt?" fragte sie weiter.

"Sie wissen es ja!" meinte er. "Denn ich durfte Ihnen sagen, daß ich Sie liebe, innig liebe. Und Sie zürnten mir nicht, und Ihr Blick sagte mir, daß Sie mich nicht hassen, daß Sie mir nicht grollen . . ."

"Nun gut," entgegnete sie, und wurde seltsam ernst dabei, fast traurig, was sonst gar nicht in ihrem Wesen lag. "Dann sage ich Ihnen offen und ehrlich: Scheiden wir! Lassen Sie dies die letzte Stunde sein, wo wir einander sehen — so wenigstens."

Er erschraf, und sein schönes Mannsgeſicht zeigte die Farbe der gelblichen Rosen. "Was sagen Sie da, Maud?"

Sie machte eine Bewegung, um ihn am Weiterreden zu verhindern und fuhr fort, entschlossen, fast hastend: "Hören Sie mich. Zürnen Sie mir nicht und seien Sie nicht traurig! Sie haben mich lieb. Sie haben mir das gesagt mit den besten und bescheidensten Worten eines würdigen Männerherzens. Und, ich gestehe es Ihnen offen, dieses Geständnis machte mich stolz und — fast weich. Denn Sie sind ein Mann, auf den jede Frau, und wäre sie die Schönste, die Höchste, stolz sein kann. Ach, wie Sie erröten, großes Kind! Ich würde Ihnen das nicht sagen, wenn ich nicht wüßte, daß diese Stunde die letzte ist, in welcher wir einander so gegenüber stehen. Und als Sie mir sagten, daß Sie mich liebten, aus ganzer Seele, und daß Sie mich für würdig halten, Ihre Gattin zu werden, Ihren Namen zu führen, Ihre Freuden und Leiden zu teilen, da war mein Herz erfüllt mit jener stolzen Freude, die wir Frauen so selten fühlen: mit der Freude darüber, daß wir geliebt werden von einem, der selber der Liebe wert ist! . . . Und schon wollte ich Ihnen sagen: 'Ja, Graf! wenn es einen Mann giebt, dem ich mich fügen, dem ich mich beugen möchte, so sind Sie dieser Mann'. Und schon wollte ich Ihnen sagen: 'Versuchen wir's mit einander; ich will Ihre Frau werden, vielleicht machen wir einander glücklich!' Aber da sprachen Sie von den treugebliebenen Stunden in unserem armen, wenn auch noch so reichen Menschen-dasein, und ich erwachte gleichsam. Ich fühlte und fürchtete, daß unsere Ehe dieser Stunde ihren Schatten anhängen würde und müßte, einen Schatten, welcher unseren altgewordenen Herzen allen Glanz, alle Freude benehmen würde! Und eine Furcht überfam mich und läßt mich Ihnen sagen: 'Scheiden wir lieber! Gehen wir jeder unseren eigenen Weg. Sie werden eine Frau finden, die Ihrer würdiger ist, als ich verhätschelt, launisches

Geschöpf. Und ich, ich werde einen Gatten finden, der das Leben und das Glück nicht so ernst nimmt und den ich nicht so lieb haben werde, wie ich Sie lieb haben müßte.' Nein, reden Sie nicht! Sehen Sie mich nicht so seltsam an, ich spreche in vollem Ernste. Wir kennen nun einander schon viele Monate; ich habe es noch vor Augen, wie wir einander zum erstenmale trafen. Es war im Vorfrühling. Sie kamen in das Landhaus Papas mit einem Briefe und einem Gruße von Cousin Kamill. Es war ein lieblicher Abend, die Sonne entflammte das zarte Grün der Osterzeit. Ein paar junge Herren saßen bei mir auf der Veranda und sagten mir fade Schmeicheleien. Jeder von ihnen wußte genau, daß ich die Tochter eines Millionärs sei, und jeder von ihnen fand mich charmant. Sie kamen auch dazu und sprachen so verhalten, so ernst, und schienen dabei so gut, und mir war, als ob ich Ihnen schon längst 'Gutfreund' sei. Und als Sie fortgingen, da ging auch

die Sonne unter. Ich war verliebt — zum erstenmale in meinem Leben! Das war ein so neues, süßes Gefühl für mein kindisches, eigenwilliges, verhätschelttes Herz! . . . So, das ist die Geschichte unserer Liebchaft, wenn ich's so nennen darf. Nun weiß ich aber, daß ich Sie nicht glücklich machen könnte, daß ich vielleicht keinen Mann glücklich machen werde. Ich kutschiere gern, ich reite gern, ich bin gern hübsch, ich puz mich gern, ich habe gern absonderliche Toiletten, wie sie eben meinem wechselnden Geschmacks zusagen, so daß man mich kleine, filigrane, toiletten-süchtige Person im Pensionat nie anders nannte, als: 'Miß Doll', 'Fräulein Puppe!' Ich liebe die Jagd, den Lärm, die Mode, die Veränderung, das Lachen, den Spott, das Traurigkeit, und zwar alles das nur ein ganz klein wenig, nichts von dem allen zu viel. Ich bin wie eine Libelle, die stets herumgault und ihr Gewand in der Sonne spielen läßt. Wo ist das Schilf, auf dem ich ruhen mag? Ich weiß es nicht. Und im nächsten Augen-

blicke verlasse ich es auch wieder. Ich bin kein leichtsinniges Geschöpf, aber ein leichtherziges. Ich lebe, um mich zu freuen an der Sonne, an meinem eigenen Geschiller, an den murmelnden Wellen, an den Wolken und an der Veränderung. Ich habe kein böses Herz und mein angeborener Stolz bewahrt mich vor dem Leichtsinne, der Reichtum schützt mich vor dem Müßigen. Sie sind der stolze Baum, an den eine immer grüne Epheuranke sich emporhängen kann, die an ihm lebt und stirbt! Ich aber bin eine Libelle. Also . . . scheiden wir als gute Freunde!"

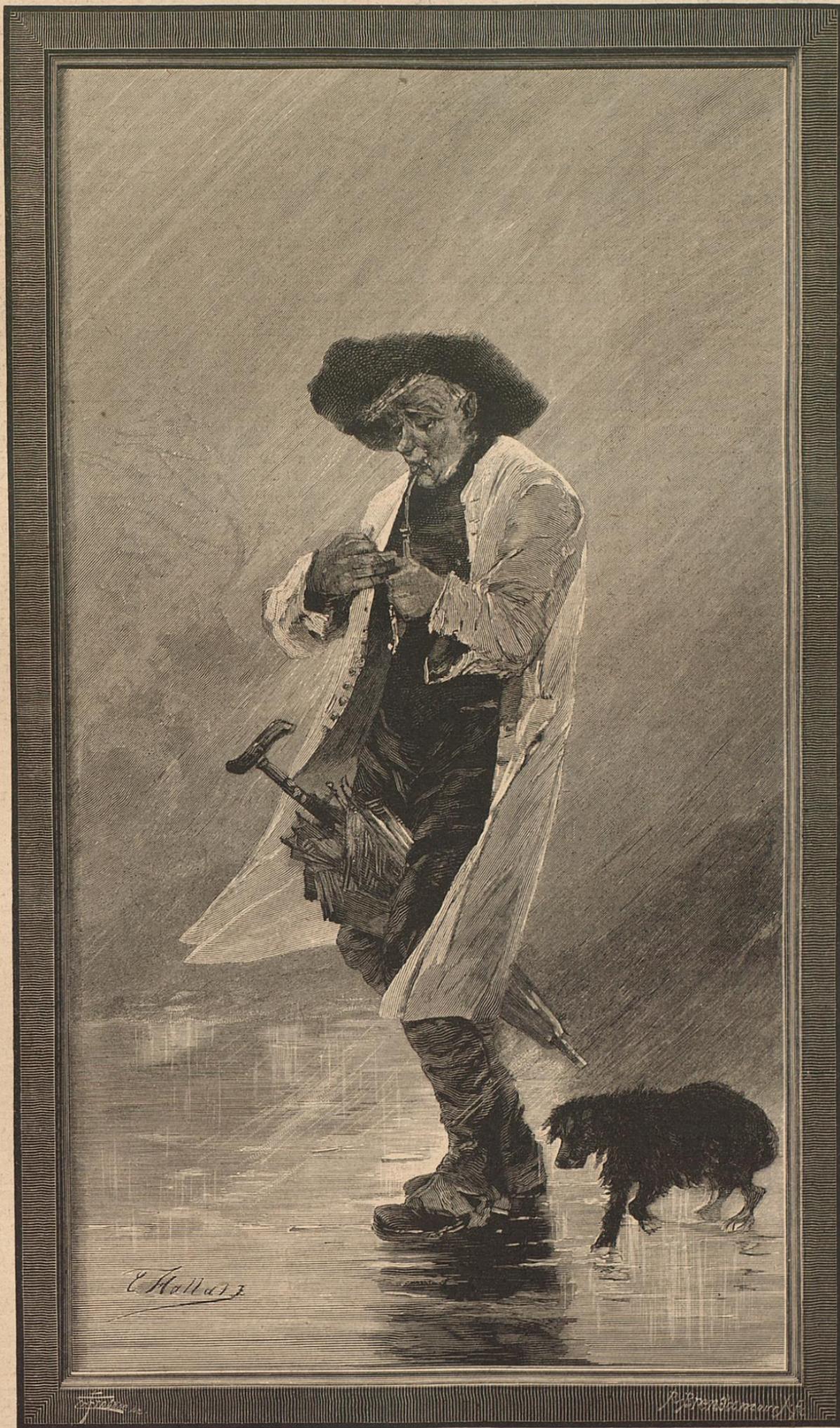
"Als gute Freunde!" rief er fast zürnend. "Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich Sie liebe, Maud? O, Sie wissen freilich nicht, wie das ist, Sie kennen den Schmerz nicht, den ich jetzt empfinde, Sie kennen die Vereinsamung nicht, in der Sie mich zurücklassen, wenn Sie bei Ihrem Entschlusse bleiben. Ach, sehen Sie denn nicht, daß Sie mich elend machen?!"

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, herzlich und heiter. "Ich weiß nur, daß das eine gute Stunde war und daß sie nicht verdorben werden darf. Und wenn Sie in späteren Jahren derselben gedenken, an der Seite eines sinnigen Weibes, dann werden Sie das können ohne Groll, ohne Trauer, und Sie werden dabei denken: 'Miß Doll, die kleine Puppe, war doch kein selbstfüchtiges Geschöpf und ich schäme mich meiner Liebe für sie nicht!' Und wenn ich dieser Stunde gedenke, werde ich mir sagen: 'Ich habe meine Pflicht gethan, meine Pflicht gegen den Mann, der mich so sehr ehrte durch seine Liebe und dem ich damit vergalt, daß ich ihn nicht in die Wirrnisse meines Libellendaseins hineinzog, dieses Lebens, das mich tragen wird, weiß der Himmel, wohin?' Und uns beiden wird diese Stunde eine treugebliebene sein!"

2. Nur ein Kind.

Zwei, drei Jahre waren vergangen seit jenem Tage. Die Welt war sich gleich geblieben in ihren Lichtern und Schatten. Die Veränderung hatte nur die Menschen berührt.

Aus "Miß Doll" war eine Generalin von Wulassimowitsch geworden, sie war aber sonst in allem und jedem "Miß Doll" geblieben, wie ihre Bekannten behaupteten. Nur vielleicht noch hübscher war sie ge-



Das letzte Streichhölzchen. Nach dem Gemälde von E. Hallat.

worden und noch fröhlicher, noch farbenfreudiger und noch — kindischer.

Die Ehe war jedenfalls eine glückliche, das sahen alle; so was man eben „glücklich“ nennt. Der stattliche Ex-General war noch immer ein schöner, imposanter Kavaliere, ein passionierter Reiter, ein liebenswürdiger Lebemann. Ein echter Gentleman war er, wie geschaffen dazu, ein hübsches Schloß zu besitzen, Jagden zu geben und bei Tische von seiner Militärzeit zu reden. Man sah, daß er seine kleine Frau außerordentlich liebte, und wer hätte sie auch nicht lieben sollen, diese schöne, feenhafte, stets heitere, stets liebenswürdige, mädchenhafte kleine Generalin? Sie war in der That ein charmantes Wesen, wie ein Spielzeug für ihren älteren, lautsprechenden Gatten, aber ein Spielzeug, das zugleich ein Schmuck war. Er hing mit rührender Fürsorge an ihr, es lag ein Zug von Hingebung, von echter Ritterlichkeit in seiner Liebe. Und die kleine Generalin vergalt ihrem Gatten dadurch, daß sie an ihm hing wie an einem Schützer, daß ihr silberhelles Lachen die Freude seines Daseins war, daß sie ihn in ihren geschmackvollen Toiletten, die sie zu jeder Tagesstunde wechselte, umgaukelte wie ein Perlmutterschmetterling, dessen glänzende Flügel in der Sonne hundert Lichter annehmen. „Mon gros amour!“ nannte sie in ihrem schulmädchenhaften Jargon ihren Mann, und in dem Namen lag ebenso viel Zärtlichkeit wie Spielfreude.

Ein wenig ruhelos war das Ehepaar. Es litt sie nirgends länger als einen Sommer oder einen Winter. Ungeachtet ihres Reichtums kauften sie sich nirgends an; sie wollten wandern, von jedem Lande, von jeder Gegend, von jeder Gesellschaft nippen und dann weiter ziehen. Ihm paßte das, als alten Kavallerieoffizier, der sein ganzes Leben lang gewohnt gewesen war, von Garnison zu Garnison zu ziehen, sich überall ein komfortables aber sehr improvisiertes Nestchen zu schaffen und stets auf dem Sprunge zu sein in irgend eine andere Garnison. Sein ganzes Leben war ein militärisches Wandern gewesen. So hatte er gelebt, seit er als prächtig gebauter jugendlicher Offizier aus der Militärakademie getreten war, bis zu dem Augenblicke, wo er mit der schönen Baronesse Maud Belheim an den Altar trat, und so hielt er es jetzt noch als freier, reicher Pensionist. Und das paßte zu dem Schmetterlingsdasein der Generalin. Ein ruhiges, stetes Heim wäre ihrer gaukelnden Mädchenseele unerträglich gewesen. Und diese Wanderfreude war auch der gleiche Zug in den beiden sonst so ungleichen Gatten, der sie fester aneinanderkettete und ihrem Dasein jene wohlthuende Nuance von Glückseligkeit verlieh.

Sie fanden überall eine nette Villa, ein stattliches Schloß, einen komfortablen Edelsitz zu mieten und genossen diesen vorübergehenden Besitz nach Belieben; dann zogen sie weiter. Überall schufen sie sich eine hübsche Wagen- und Reitpferd-kollektion, überall eine kleine, wohldressierte Hundemeute und überall einen Sport, hier eine Jagdgerechtigkeit, dort eine Nacht.

Auch einen Umgang schufen sie sich überall, der aber stets nur zwei „mögliche“ Kasten umfaßte. Stand im nächsten Orte Militär, dann lud man die Offiziere und ihre Frauen zu sich; war dieses nicht der Fall, dann beschränkte man die Einladung auf den Pfarrer oder den Kooperator des nächsten Städtchens, denn der Talar adelt wie der Regen.

Jetzt hausten General Wukassinowitsch und seine Frau zur Abwechslung auf einem hübschen kleinen Edelsitze in der nächsten Nähe von Pusterlengo, dessen Besitzer irgendwo in Paris sein Vermögen vergebend und sein Landhaus im Süden an reiche Familien vermietet, die ein wenig „Italien leben“ wollten. Auch hier hatten sie eine schöne Stallung, einen englischen Groom, einen italienischen Kammerdiener, eine französische Jofe und einen internationalen Koch. An ebenbürtiger Gesellschaft waren freilich nur die zwei Geistlichen des nächsten Ortes da: der heitere Pfarrer und der junge Vikarius, Padre Giuseppe.

Padre Giuseppe war ein ganz junger Priester, erst in diesem Jahre geweiht. Es war um ihn noch die ganze Weichrauchatmosphäre seiner Heiligung, das Lilienhafte der Keuschheit und Unweltlichkeit. Und so war Padre Giuseppe der stets gern gesehene Gast in der „Villa Piana“. Auch an diesem Spätabende war eine Whistpartie verabredet worden zwischen dem General, der Generalin, dem freundlichen Pfarrer und dem jungen Vikar. Aber der General und der Pfarrer hatten noch eine Fahrt auf der Straße von Pusterlengo gemacht, um ein neues Ponypaar zu versuchen und blieben lange aus.

So stiegen schon die Sterne herauf und die Generalin saß noch mit Padre Giuseppe allein auf der grün überbrannten Veranda der Villa Piana. Die Sterne wurden sichtbar und der Rand des dunkelblauen Horizonts wurde bleischimmernd von dem Nahen des Mondes.

Padre Giuseppe saß ganz im Dunkel des Laubvorhanges, welcher an den freien Seiten der Veranda wie eine grüne Kaskade herabrieselte. Die kleine Generalin aber saß ganz im Schimmer, den der Vollmond vorauswarf.

„Wie schön ist es hier!“ sagte er in seiner halb schüchternen, halb studentischen Weise.

„Meinen Sie die Gegend?“ erwiderte sie leichtthin, „oder die Nacht, oder diesen Platz? Doch das ist eine dumme Frage. Jetzt müssen Sie natürlich sagen, daß Sie diese Veranda meinen, um mir ein Kompliment zu machen!“

„Wer sagt denn, daß ich Ihnen ein Kompliment machen will, Signora?“ sagte der junge Priester fast erschreckt. „Wie sollte ich das wagen? Komplimente machen, das sollen doch nur Männer, die in der Welt leben...“

„Nun, und stehen die Priester etwa außerhalb der Welt?“ lächelte sie.

„Benigstens sollten dieselben außerhalb der Oberflächlichkeit derselben stehen“, entgegnete er einfach.

Sie schaute ihn scharf an. Dann blickte sie wieder dem Monde zu. „Sieh, sieh, Sie haben Geist!“

Der Priester erröte. „Ich?“

Sie schaute ihn wieder an, ohne ihn zu sehen in dem tiefen, nächtlichen Laubdunkel. „Diese Frage beweist, daß mehr als Geist, daß Sie Verstand haben. Und ich hielt Sie für schen! Man kann also mit Ihnen reden, wie's einem ums Herz ist?“

„Sollte man das nicht immer?“

„Freilich sollte man's. Aber darf man es immer?“

„Wenn man nichts Unrechtes, nichts Böses sagt...“

„Ach, wer meint denn das!“ erwiderte sie ungeduldig.

„Aber kann man reden, wie man denkt, wenn uns der andere nicht versteht, wenn er zu dumm, zu oberflächlich, zu langweilig ist?“ Er wollte etwas antworten, aber sie fuhr in ihrer kindischen, launischen Weise fort: „Sagen Sie mir doch, nach welcher Seite hin liegt Deutschland?“

„Wie, nach welcher...“

„Ja, ich bin in der Geographie sehr dumm und merke mir dergleichen nie. Also wohin muß ich schauen, wenn ich im Gedanken auf den ziehenden Wolken nach Österreich wandern möchte?“

Sie war originell kostümiert, wie stets, wenngleich unpassend für dies Land, für den Ort. Sie trug ein steirisches Gebirgskostüm, eine Jacke aus Sommerloden, einen kurzen, grauen Rock desselben Stoffes, beides grün ausgefärbt, braune Bergstrümpfe und einen steirischen Lodenhut mit Schildhahnenfedern. Sie sah reizend aus in dieser originellen Toilette.

Er streckte seine Hand in das rasch heller werdende Mondlicht hinaus und sagte: „Ich glaube, dort liegt es. Sie lieben also Deutschösterreich so sehr, Signora?“

„Ja.“ Und sie schaute nach der ange deuteten Richtung. Er sah, daß ihre Augen voller Thränen waren.

„Sie sehnen sich nach den Bergen?“ fragte er.

„Wundert Sie das? Sehen Sie das nicht an meiner Toilette?“ sagte sie plötzlich wieder eitel.

„Ihre Toilette drückt also stets Ihre Stimmung aus?“

„Freilich. Ich versee mich damit ein wenig nach den Orten, wo ich sein möchte. Wenn ich meine cielo di Napoli-farbige Matrosenkleidung anziehe, träume ich mich auf ein Schiff im Süden, das mich an die sonnigen Küsten Siziliens führt, wo die großen Rosen blühen und ihren süßen Hauch weit, weit auf die See hinausenden. Wenn ich meine Toilette à la cosaque anziehe, träume ich mich in die grandiose Welt des Kaukasus hinüber. Ich bin ein gar wandersüchtiges Geschöpf, wie Sie sehen — ich reise sogar mittels meiner Anzüge! Und ich liebe...“ Sie hielt inne.

„Wen?“ fragte der junge Priester naiv.

Es lag keine Kühnheit in dieser Frage, wie der Jüngling sie vorbrachte, nur Ehrlichkeit. Er fühlte, was diese Raschlosigkeit der hübschen kleinen Frau bedeute: eine Liebessehnsucht oder eine Glückseligkeitssehnsucht...

„Wen ich liebe?“ erwiderte sie in ihrer mädchenhaften Weise. „Natürlich nur meinen Gatten. Wen sonst? Aber ich habe Erinnerungen, nicht an Liebesleiden, aber an Menschen, die man nicht leicht vergißt. Das ist kindisch, nicht wahr? denn ich bin ein kindisches Wesen. Das weiß niemand, als — jetzt Sie, Padre mio. Die anderen nennen das: launenhaft, kapriziös und hinter meinem Rücken vielleicht überspannt. Aber ich bin wirklich nur kindisch; ich bin geblieben, was ich als ganz kleines Mädchen war: hilflos und haltlos. Ich hatte so gute Eltern, man verhätschelte mich und ich verhätschelte mich selber. Ich war stets, was die Stunde, der Moment aus mir machte. Dann wurde ich ‚groß‘ und heiratete. Und jetzt soll ich Pflichten haben und soll kein Kind mehr scheinen. Nun ja, ich erfülle diese Pflichten — aber wie man eine Schulaufgabe abthut. Ich bin meinem guten, edlen, geliebten Gatten so dankbar, und so sanft und gehorsam dabei. Ich möchte aber so gerne noch ein kleines Mädchen sein und ohne Verantwortung und möchte gehätschelt werden! — Aber Sie können das ja nicht verstehen, Sie, der Sie schon in Ihrer ersten Jugend so ganz Himmelspflicht sind! Sehen Sie, ich bemühe mich auch, einer verheirateten Frau zu gleichen, aber es geht nicht recht. Ich würde eher Leute um mich brauchen, die mich nicht ernsthaft nehmen, sondern mich verhätscheln. Da ich aber keine Puppe mehr haben darf, behandle ich mich selber als solche und — puze mich und schmücke mich. Ist das nicht komisch? Sie lachen nicht — Sie haben recht. Es ist das vielleicht traurig — die Tragödie eines Kindes...“

Sie brach ab, denn der General kam heim und mit ihm der heitere Pfarrer. Es wurde laut in der Villa.

Maud Wukassinowitsch war heute heller als je. Es that ihr wohl, ihr Herz geöffnet zu haben.

Aber als sie spät Nachts die Gäste an die Gartenhecke geleitete und dann mit ihrem Gatten nach dem Hause zurückging und dann endlich allein blieb in ihrem zigeunerhaft-elegantem Schlafzimmer, da seufzte sie in die silberwogende Mondnacht hinaus: „Wenn ich nur alt werden könnte, gescheit und ernst. Ich möchte so gern Gutes thun, anderen raten können und bin nichts, nichts, als ein launisches, halt- und wünschloses Geschöpf. Und ändern? Ändern kann ich mich nicht. Vielleicht, wenn Elchingen es mir zürnend gesagt hätte...“

(Schluß folgt.)

Das letzte Streichhölzchen.

(Siehe die Illustration.)

„Gommt man so abends aus'n „Luft'gen Drachen“, Wird de Chemiehligkeit doch jähr erheht, Gann unterwägs man ä paar Zieche machen — Weil sich's beim Koochen immer forsjer gäh; De Reife dhat ich schon im Wertshaus stoppen — — Blos mit'n Feier sig' ich auf'n Froppen!“

Von's ärjchie Schwefelhölzchen sprang des Keppchen; Das zweete brach fleich dorch bei'n ärjchten Strich, Un nu — bei'n dritten äben — weech es Kneppchen! — Da frag' ich: brennste oder brennste nicht?! — Quarkspigen — wider nicht! — Da bitt' ich Jäden: Nu is ooch geen Verlaß mähr uf de „Schwäden!“ —

Ä Bärtel-Dugend is schon draufgegangen — Das macht hier mährsjtendheels der garji'ge Wind! — Bier — Finj — Sechs — Sieben — will denn geen's heit fangen? — 'ne Schande is's, was des ser Helzchen sind! — War'sch nich, als siecht' ich da 'n Droppen rieseln — ? — Nu, das is scheen: jetz fängt's gar an zu rieseln! —

's is richtig, da, der Wäg wird immer nasser! — (Wo will där Hund denn hin? Garo, gäh her!) Is so ä Streichhölzchichsen ärjcht voll Wasser, Denn fängt's ooch for kewöhnlich gar nicht mähr — — Un wenn's so anhält, wird's fleich ordentlich rägen; Därgleichen gann doch ooch nur mir begägen! —

Nacht — Keine — Zähne — Elf — — das is das Rettste — — Ich grabble in de Schachtel här un hin — — Nu so was, so was! is denn des das letzte — ? — Kottstrambach, da, 's is werlich geen's mehr drin! Da wär' nu Här von Schiller anzuwenden: Där hatte ooch geen's weiter zu verjenden! —

Jetzt heest es: Vorsicht! — Riez — rag! — sieh, den Racker... Zwar drocken scheint's — riez — rag — Greis-Clement! — Jetzt — Abherrchees, nä — da — ä Gestader — — Pass — pass! — da — werlich — werlich — nä — — se brennt! — Nu, Garo, gomm, mach' fir, mai futes Dherchen! So'n Wätter — ohne Fei' — is geen Blästerchen!“

Richard Schmidt-Cabanis.

Nizza und die Riviera.

Reisebilder von Fritz Wernick.

(Schluß.)

Nizza gehört keineswegs zu den Neuschöpfungen dieses Jahrhunderts. Schon die alten Römer haben hier Schutz gesucht, wenn die Winter in der gallischen Provinz ihnen nicht behagen wollten. Auch in moderner Zeit ist Nizza lange vor allen Schwesterstädten als klimatischer Winterkurort von Gästen aus allen Ländern aufgesucht worden. Dennoch erkennt die Stadt kaum wieder, wer sie seit etwa zwei Jahrzehnten nicht gesehen hat. Die Landschaft nimmt hier wieder ähnliche Formen an, wie wir sie auf dem ersten Teile unserer Riviera-Wanderung gesehen haben. Ein weites Thal, amphitheatralisch von niederen Bergzügen umgrenzt, bildet den ebenen Grund, auf dem ein munterer Alpenfluß zum nahen Meere hinabströmt. Über dem grünbewaldeten, von Olivenbäumen bedeckten Hügelkranze, der in schönem Halbmond die ebene Thalsohle umlagert, ragen höhere Gebirgsmassen, kahle Kalksteingrate, kühn geformte Ketten und Kämme hervor und weit im Hintergrunde stehen die Schneehäupter am Horizonte, die dieser Landschaft einen großartig erhabenen Charakter verleihen. Nizza verfügt über weit mehr Raum zur Ansiedelung als Mentone, Cannes oder San Remo. Dennoch ist dieser günstige Raum erst spät benutzt worden. Eine alte Festung, von dem hochgelegenen Schlosse beherrscht, lag die Stadt mit ihren engen Gassen, ihren hohen Häusern zusammengedrängt am linken Ufer des Paglione, ohne daß Neigung oder Bedürfnis die Bewohner trieb, sich auf dem weiten Gartengrunde anzusiedeln. Heute ist die weite Thalsohle, sind die grünen Hügellehnen ringsumher mit Landhäusern, Pensionen, Hotelpalästen dicht bedeckt.

Es war gerade eine Ausstellung in Nizza, die wir am Tage nach unserer Ankunft besuchten. Auf halber Höhe jener amphitheatralisch ansteigenden Vorberge, welche das Thal des Paglione umkränzen, hat man ein hochbetürmtes Phantasienschloß errichtet, zu dessen breiter Terrasse eine Fingeltreppe hinaufführt. Von jener Terrasse aus überblicken wir die moderne Entwicklung der eleganten Kurstadt vollständig und ebenso die ganze Landschaft. Droben im Hintergrunde spielen die Sonnenstrahlen noch auf dem flimmernden Schnee der Hochalpen, auf den Vorbergen drängen Orangen, Delbäume, Palmen sich über blühende Gebüsche hervor und füllen ebenso den Grund bis zum nahen Meere hin. Der Kern der alten Stadt ist nicht mehr kenntlich, auch er hat sich völlig umwandeln müssen, um gegen die Promenadenstraßen, die Villenviertel, gegen die Menge von modernen Gasthöfen, Pensionen, vermietbarer Landhäuser, gegen die Paläste der Cercles, Casinos, der Theater und Konzerthallen nicht gar zu sehr abzustecken. Die Stadt steigt längst den grünen Hügelkranz hinauf, und gerade dort liegen, von weiten Gärten umgeben, die beliebtesten Standquartiere der Fremden, gerade dort haben reiche Franzosen, Engländer, Amerikaner sich ihre Schloßchen erbaut, von denen man eine ähnliche Aussicht genießt, wie wir hier von unserer Ausstellungsterrasse. So wohnt Sardou, so wohnen viele berühmte, vornehme und reiche Leute.

Der gesunde, lebenslustige Mensch wird nirgends angenehmer den Winter verleben als hier. Nizza bietet alle Genüsse von Paris, bietet alle die buntschillernde Geselligkeit einer eleganten Weltstadt. Da sehen wir jene Damen in den herausforderndsten Toiletten, die uns Sardou in seinen Stücken vorstellt, die Odetten, Fernanden, die Zirkel, in denen Dora sich bewegt. Nizza giebt ja selbst in der Mode zu gewissenen Zeiten den Ton an; geniale Ideen, pikante Kombinationen, frapperende Neuheiten, die „diese Damen“ mit vollendeter Eleganz zu lancieren wissen, werden acceptiert auch von der übrigen Welt. Nachmittags setzen wir uns gern in einen der

Pavillons am Strande, an dem die englische Promenade entlang führt. Da flaniert ganz Nizza an uns vorüber, da weiß man von jeder Dame einen kleinen Roman, mindestens eine Anekdote zu erzählen, da sieht man die höchste Eleganz in etwas herausfordernder aber keineswegs unfeiner Nuance, wie ja der Badeaufenthalt kleine Steigerungen auf diesem Gebiete gestattet. Polinnen und Russinnen thun es den Pariser Damen nicht selten zuvor in gewagten Kombinationen. Man atmet zugleich frische Seeluft, genießt die entzückende Aussicht über Meer und Küstengebirge, verlebt angenehme Nachmittagsstunden.

In diesem Winter machte die Ausstellung der Promenade des Anglais stark Konkurrenz. Die Welt fand sich da auf der oberen Terrasse zusammen, erreichte sich an den Konzerten, besuchte die Gemäldesäle, flanierte bis zum Sonnenuntergang umher. Diese Ausstellung bedeutete kaum etwas anderes, als einen Vergnügungsort mehr, und als solcher erfüllte sie ihren Zweck. Abends füllten sich die Zirkel, die Kaffees, die halböffentlichen Salons. Da wird meistens gespielt, da verlieren bekehrte Jünglinge und leidenschaftliche Weiber oft ganze Vermögen. Während die Welt über die Verderbnis in Monte Carlo zertert, mit moralischer Entrüstung gegen das Feenschloßchen und seine Kouslette dort zu Felde zieht, duldet Staat und Gesellschaft hier anstandslos die kleinen Spielhöllen, in denen aristokratische Namen figurieren, in denen die ganze von Sardou drastisch geschilderte Welt sich zusammenfindet. Die wirklich gute Gesellschaft, die in eigenen oder gemieteten Landhäusern ihre Winter in Nizza verlebt, hat durchaus keine Fühlung mit diesen Kreisen. Sie schließt sich hier vielleicht noch strenger ab, um auch jede zufällige Begegnung zu vermeiden. Nur auf den Promenaden, in dem Theater und in dem von der Stadt eben erbauten prachtvollen Kasino findet man den neutralen Boden für alle Schichten und Gruppen dieser im höchsten Grade interessanten internationalen Gesellschaft.

Wir dehnten, angezogen von diesem Treiben und von dem Reize der Landschaft, unseren Aufenthalt so lange aus, wie es das in Genua gelöste Ausstellungs-Retourbillet gestattete, machten Ausflüge nach Cannes, nach Monaco und Monte Carlo, in die Berge hinein, das Thal des Paglione hinauf. Nur wenige Bahnhaltungen weit liegt Cannes, fast noch näher Monte Carlo. Cannes mag für längeren Aufenthalt allen seinen Nachbarn vorzuziehen sein, dem Touristen aber, der wie wir nur einen Tag hier verweilen will, bietet es nicht gar viel. Nach dem glänzenden Leben, dem heiteren Lärm von Nizza erscheint es still und tot, imponiert aber durch große Vornehmheit. Der vornehmste aller Riviera-Orte ist Cannes jedenfalls. Es fehlen ihm die öffentlichen, aller Welt zugänglichen Schönheiten: Promenaden, Gärten, elegante Straßenseiten mit Luxusmagazinen fast gänzlich. Was der Strand an Spazierwegen, an Pensionen und Gasthöfen bietet, ist wenig. Weit in der waldigen Landschaft, überall hin verstreut, an Abhängen, in grünen Thälern, auf ausföhrlichen Vorhöhen, hat man Schloßchen erbaut, jedes für sich, jedes mit Mauern und hohen Gitterportalen von der Umgebung abgeschlossen. Dort wohnen die vornehmen Franzosen, da haben Russen, Engländer, meist der alten Aristokratie angehörend, und reiche Amerikaner sich Winterresidenzen geschaffen. Natürlich finden Hunderte und Tausende in Hotels und Pensionen Unterkunft, seine Physiognomie aber erhält Cannes nicht durch diese, sondern von den seßhafteren Bewohnern. Cannes nimmt sich fast aus wie der Protest der guten Gesellschaft gegen das frivole Treiben in Nizza und Monte Carlo.

Lord Brougham hat im ersten Drittel unzers Jahrhunderts das unbekanntste Fischerdorf in der Bucht von Antibes seinen Landsleuten als eine der günstigsten gelegenen Winterstationen empfohlen. Die Meerseen werden hier von einer großen Zahl kleiner Bächlein durchzogen, welche Thäler, Ausläufer der Berge, Hügelzüge formieren. Plötzlich tritt aus dem Alpenkalk das wildromantische Esterellgebirge hervor, eine kunstige Masse von Granit, Gneis und Porphyr, völlig bewaldet mit Strandfichten, Ulmen, Eichen, dringt es bis ins Meer vor und giebt der Landschaft ein ernsteres, härteres Gesicht. Da möchte man wochenlang bleiben, um hineinzudringen ins Innere der Berge, Streizüge zu machen, um neue Schönheiten zu entdecken. Gewährt doch schon der eine Tag manch herrlichen Wandergenuß. Sonst überall drängte alle Schönheit, kokett aufgezinkt, sich im Mittelpunkt zusammen. Dort erhebt man ein Stüchlein Tropenwelt künstlich, aber mit raffiniertem Geschmack. Hier giebt es so etwas nicht. Der langweiligste, dürftigste Teil von Cannes ist dieser Mittelpunkt am Strande. Je weiter wir aber hinaus wandern auf die Berge, in die Gründe, desto schöner wird es. Wald, einfacher, schlichter Wald, drängt sich zwischen den Anpflanzungen vor bis an den Strand, und halb in diesem Grün von Ulmen, Fichten, Eichen verstreut liegen die Landhäuser. Man will nicht mit Palmen und Bananen prunken, will nicht sensationell Pflanzenthusiasmus treiben. Das erfreut und erfrischt. Wir sind glücklich, einmal wieder unverfälschte Natur zu sehen, die doch am Ende die allerschönste ist. Auf einem der Höhenvorsprünge, in dem Dörfchen Le Cannet, rasten wir. Dort können wir Uberschau halten über die wildgeborstene Küstengebirge, über das Meer mit den nahen Inseln, auf deren einer, St. Marguerite, die eiserne Maste und jüngst noch Marschall Bazaine gefangen gehalten worden.

Wir gewinnen sogar noch ein Stündchen Zeit, um auf der kurzen Lokalbahn nach dem nahen Grasse zu fahren. Dort werden die Wohlgerüche aller Blumen, Kräuter, Blüten in Flaschen gebannt, um den Parfümeuren. Zudeckbädern, Köchen gesandt zu werden. Heliotrop und Jasmin, Rosen, Orangenblüten, Kaffia und Tuberosen werden dazu auf weiten Feldern nur für diese industriellen Zwecke angebaut. Aber auch Wald und Berg versorgen die Retorten der Destillateure mit Duftstoffen. Weicheln, Jonquillen und Hyazinthen blühen während des Winters massenhaft in der Wildniß. Am Esterell sammeln arme Leute Thymian, Rosmarin, Geranien und Lavendel, die ebenfalls für Apotheker, Seifensieder, Branntweinfabrikanten ihren Duft abgeben müssen, ja selbst aus weiter Ferne werden mittelst Bahnzüge Ladungen von Weicheln, Rosenblättern, Orangenblüten nach Grasse gebracht. Wir durften uns nur wenige Zeit in dem duftigen Industrieorte aufhalten, denn wir wollten gern auf den anmutigen Höhen bei Cannes bis zum Sonnenuntergange verweilen, uns an der romantischen Waldlandschaft so lange wie möglich erfreuen, bis zum letzten Abendzuge, der uns wieder nach Nizza zurückbrachte.

Für Monaco-Monte Carlo wurde der nächste Donnerstag bestimmt. Es ist zwar alle Tage Sonntag dort, aber der Donnerstag gilt für den Liebling der Stammgäste, wie der Dilettanten, an ihm jammelt sich die vornehmere Welt auf der Felsplatte um das Feenschloß, hoch oben am Gestade des Fürstentums. In der Station Monaco stiegen wir aus. Die Hauptstadt des winzigen Fürstentums liegt auf einem isolierten Felsblock, der inselgleich im Meere schwimmt, nur durch einen schmalen Steindamm mit dem Festlande verbunden. Auf der abgeplatteten Höhe sehen wir das alte Schloß mit stattlichem Garten, das bescheidene Hauptstädtchen darum gruppiert. Das gewährt schon einen überaus originellen, malerischen Anblick, dann auch die Küstelinien mit dem schroff ins Meer abfallenden Felsen, den lose in der Klut liegenden Steinbrocken, sind kühn geformt und sehr schön. Nirgend sonst auf der ganzen Reise tritt das Gebirge so unmittelbar dem Ufer nahe wie hier, wo das Vorland gänzlich verschwunden ist. Der feudale Zug, den Monaco früher in seiner Physiognomie trug, ist gänzlich verschwunden, alles ist modern, glänzend, kokett geworden, deutet auf üppiges Wohlleben hin. Kleine Phantasienschloßchen, Gasthöfe, Restaurants bilden am Fuß der Felsstadt, unmittelbar unterhalb der alten eine neue. Da werden alle Verlockungen des Luxuslebens vor den Passanten mit voller Börse ausgebreitet, da findet aber auch derjenige, der ohne einen Sou in der Tasche vorübergeht, Gelegenheit, seine Geldtasche notdürftig zu füllen durch den Verkauf einer Uhr, eines Juwels, irgend eines Besitzes von Wert. Selbst Wertpapiere kann man dort los werden. Soldaten und Gendarmen in schmuder Uniform schlendern umher, sitzen in den Weinkneipen; man sieht ihnen an, daß sie gute Löhnung, nichts zu thun und kräftige leibliche Pflege haben. Vor zwanzig Jahren noch lag die Duodezresidenz von Monaco einsam, umgeben von der wild zerklüfteten Felsküste, an der kein Haus, kein Baum, keine Ansiedelung die traurige Ode unterbrach. Der Zauberstab einer Fee scheint hier Erstarrung in frohendes Leben gewandelt zu haben.

Wir schlendern weiter, endlich eine Marmortreppe hinan. Blühende Kletterpflanzen ranken sich um die Balustraden, Kameliendbüsche schütten ihre Purpurblumen auf die Stufen, vollblühende Theerosesträucher, Bananen mit wundervollen Blättern, schlank Palmen blicken hernieder. Wir langen auf dem abgeplatteten Felsplateau an, das sich weit zum Strande vorschiebt, aber nicht ins Meer hineintritt wie der Schloßberg von Monaco. Hier sind wir erst recht in eine Zauberwelt gelangt. Man weiß nicht, wohin man zuerst blicken soll. Das Auge ist durch landschaftliche Scenerien von erlesenster Schönheit allmählich so verwöhnt worden, daß ihm wenig mehr imponiert. Hier aber hält man unwillkürlich den Atem an. Monte Carlo, denn da sind wir, ist unstreitig die Perle unter allen Stationen der Riviera. Über den saftig grünen Plan, auf dem Springbrunnen aufsprühen, Blumen aller Zonen duften, ein Paradies der virtuosesten Gartenkunst aus dem kahlen Stein gezaubert ist, blicken wir hinauf zu den wilden Klüften des Gebirges, an denen die alte Straße sich windet. Dort herrscht noch die traurige Ode, die hier gewandelt ist in üppigstes Leben, dort sieht man nur mittelalterliche Turmstumpfe, Trümmer von Burgen, elende Häuser. Der Kontrast schon läßt Monte Carlo noch glänzender erscheinen, als es ist. Von dieser natürlichen Bastion überblicken wir die herrlich geschwungenen Linien der Küsten, bewaldete Vorgebirge, liebliche Buchten, ein meilenweites Panorama von unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit der Formen.

Aber nicht gar lange fesselt uns diese wundervolle Landschaft. Bald macht die unmittelbare Nähe Anspruch auf unser Interesse. Auf den Ruheplätzen des durch den Sprühstaub der Fontainen gekühlten Gartens sehen wir Menschen, die noch weniger Freude an der Landschaft zeigen. Dort überzählt man vorerst die Barschaft, hier erwägt man in eifrigem Gespräch die Chancen, trübfinnig brügend sitzen Viele umher, ohne sich um die Reize der Umgebung zu kümmern. Andererseits aber fehlen auch die Vergnügten nicht. Vornehme Gasthöfe und Restaurants, die sich rings um das Gartenplateau angesiedelt, haben ihre Perrons weit hinaus in die Luftanlage vorgeschoben. Da sitzen fröhliche Menschen, schlürfen Champagner Schaum, ergötzen den Gaumen an Lederbüßen, scherzen und plaudern, hören dem Konzerte zu. Die Musik dringt heraus aus dem koketten Schloßchen, das am Rande des Gartens hoch über dem Meere liegt. Dorthin strömt die Menge, die alle paar Minuten von endlosen Bahnzügen aus allen Nachbarorten herangeschleppt wird. Wir folgen dem Zuge, betreten das Innere des Reiches, das hier seit wenigen Jahren aus dem Nichts entstanden ist.

Das Schloßchen, Kasino von Monte Carlo genannt, ist in dem prachtreichen Stile Ludwigs XV., dem beginnenden Barock erbaut, untermischt mit maurischen Motiven. Wir treten ins Vestibül, eine vor das Innere gelegte Halle, von polierten Marmorsäulen umgeben, die eine ringsum laufende Emporbühne tragen. Bronzegefaßen dienen als Lichtträger, Kapitäl, Ornamente schmimmern ebenfalls in Bronze. Auf den Polsterstühlen ruhen Ermüdete aus, da werden Berechnungen gemacht, Erfahrungen ausgetauscht von dem internationalen Publikum, das sich hier zusammenfindet. Aus dem Hauptsaal, der den Mittelpunkt des Kasino bildet, dringt Musik in unser Ohr. Wir treten in den mit verschwenderischer Pracht geschmückten Raum. Er scheint nur aus Bronze und Kristall gebildet zu sein. Säulen, Konsolen, tragende Frauengestalten, spielende Engelgruppen, pilasterartige Gliederungen der Wände, alles ist von matter Bronze, alles in vollendetem Geschmack ausgeführt, alles aber von herausfordernder, die Sinne mehr betäubender als erfreuender Pracht. Medaillons, Wandfelder, Friese sind mit verführerischen Dekorationsmalereien gefüllt. Das Auge findet keinen Ruhepunkt und soll keinen finden, voll zertrent, überwältigt werden. Das Orchester, das dem Kasino fest zugehört, ist vorzüglich. Man streckt sich in die bequemen Lehnstühle, hört den Saß einer Sinfonie, einen Walzer von Strauß, ein Opern-Potpourri, ein Stüchlein Zukunftsmusik am Nachmittage, am Abend bei glänzender Erleuchtung aller Räume Sittkonzerte berühmter Künstler, Vaudevilles, Operetten, selbst Opern mit italienischem oder Pariser Personal. Auch die Lesesäle mit einer Fülle von Blättern in allen Sprachen stehen uns offen, sind aber meist nur schwach besucht.

Drüben im andern Flügel liegen die Salons, in die man nur mittelst einer Karte gelangt, welche man von der Verwaltung auf Vorzeigung der Reizegittimation gratis erhält. Galonierte Diener bewachen die Pforten, die jedem Unter-

thanen des Fürsten verschlossen bleiben. Totenstille umfängt uns in den maurisch dekorierten Räumen. Man hört nur das helle Klirren des Goldes, das Schnurren des Rades, das Boltern der Kugel und die einformigen Rufe der Croupiers. Alles drängt sich um die schon während des Nachmittags durch grüschirmige Lampen erleuchteten Tische. Weiber sind die Vierigsten, wenigstens verstehen sie es am wenigsten, ihre Aufregung zu verbergen. Die Physiognomien des Spielsaals sind oft studiert, oft geschildert worden. Man findet sie in allen Nuancen auch in dem Kasino von Monte Carlo wieder, in der Schwülen, von Parfüms und Düften erfüllten Luft dieser Räume, aus denen all das Gold strömt, das den kahlen Felsen in ein Paradies verwandelt, die Unterthanen des Fürsten von jeder Steuer befreit, sie zu wohlhabenden Menschen gemacht hat.

Lange halten wir es nicht aus in diesem Halbdunkel. Wir atmen auf, als wir wieder hinausträten, die unbeschreiblich herrliche Landschaft sehen, das Glitzern der sinkenden Sonne auf dem Spiegel des Meeres und auf den kahlen Kalksteingraten des Gebirges. Wir setzen uns auf die Plattform vor dem Hotel de Paris, lassen uns die köstlich frische Languste munden, die mit einem Schluck duftenden Chabli hinabgespült wird, weilen so lange dort, bis die Pfeife des letzten Zuges uns zur Rückfahrt nach Nizza mahnt. Damit ward der Ausflug an die Riviera beschlossen.

Der Besuch der Großeltern.

(Zu einem Bilde von F. Fagerlin.)

Der Maler des unter obigem Titel unserer heutigen Nummer eingefügten allerliebsten Genrebildes gehört zu den bekanntesten und beliebtesten Künstlern seines Vaterlandes Schweden. Mit vielen Berufsgenossen, die zu hohem Ansehen in der Kunst gelangten, hat er gemeinsam, daß er verhältnismäßig spät sich für den Beruf, zu welchem er nach seiner Naturanlage wie bestimmt erscheint, ausschließlich entschied. Ferdinand Fagerlin war ein Mann von 30 Jahren, als er zu Pinjel und Palette schwor. Im Jahre 1825 zu Stockholm geboren und auf dem Gymnasium zu Upsala erzogen, folgte er anfangs seiner Neigung zum Schiffbau, vertauschte diesen Beruf später mit dem militärischen und erwarb den Grad eines Offiziers. In dieser Stellung ergab er sich einer schon früh geübten Anlage zum Zeichnen und Malen mit großem Eifer, erkannte allgemach in der Ausübung der Malerei seinen eigentlichen Beruf und nahm 1854 seine Entlassung, um der Kunst fortan sein Leben zu widmen. Die Akademien von Stockholm, Düsseldorf und Paris förderten sein Talent zu schönster Ausbildung. Den sechziger Jahren gehören bereits seine vorzüglichen Bilder: „Die angehenden Raucher“ und „Die Eifersüchtige“ an, beide jetzt im National-Museum zu Stockholm; ihnen folgten die nicht weniger trefflichen und oft vervielfältigten: „Liebeserklärung“, „Der Heiratsantrag“, „Die Unannehmlichkeiten eines Garçon“, „Das alte Ehepaar“ u. c. Alle seine Bilder sind höchst lebensvoll, machen jede Erklärung unnötig und fesseln, bei trefflicher Technik, durch wohlthuende humoristische Auffassung des Lebens. Seit 1865 ist F. Fagerlin Hofmaler und Mitglied der Akademie zu Stockholm.

Die Mode.

In der Schlussnummer des ersten Bazarquartals fand die Frage der Frühjahrstoffe Erledigung, folgerichtig sieht daher heute der typische Charakter Mode zur Diskussion — oder auch nicht! Denn seltsamerweise könnten wir uns derselben mit wenigen Worten überheben: „es ist alles erlaubt, alles modern!“ Die Mode sanktioniert heut jede Idee, freilich mit dem Vorbehalt: „mais oui, à condition que“. Und diesem Vorbehalt ist denn doch nicht ganz leicht zu genügen. In diesem Bedingnis liegt aber viel Erlaubnis und noch mehr Verbot, einmal ist die Grenze des Gewährten weit über Zeit und Raum hinausgerückt, ein andermal ziemlich enge bis an die letzte Vergangenheit reichend, gezogen. Einerseits heißt es, ber individuelle Geschmack einer oder der anderen genialen Couturière ist maßgebend, andererseits wiederum weist die Originalität der Mode die Geleise und eine dritte Lesart behauptet: Staatsanleihen bei den geschiedenen Zeitepochen seien die wichtigste Modefrage des Augenblicks.

Unser Pariser Berichterstatterin schreibt darüber: „Es herrscht im Moment eine entschiedene Neigung für die Toiletten aus der Zeit des Direktoriums vor. Wäre es den tonangebenden Modedamen aus den Jahren des Regime Barras vergönnt, heute unter den Lebenden zu wandeln, sie würden ganz bekannten Typen begegnen und kaum einen merklichen Abstand zwischen Einst und Jetzt wahrnehmen.“ So scheint die Mode uns in ein wahres Labyrinth von Streitfragen zu führen, — dem Uneingeweihten wenigstens muß es so scheinen. Indes der zum richtigen Ausgang führende Faden ist trotzdem deutlich kennbar. Daß eine ungewohnte Mannigfaltigkeit unter den Kostümen dieser Saison herrscht, geht aus Obigem hervor; es wird selbst das Festhalten an der Grundidee: dem glatten, flachen Rock, dem sogenannten Bauernrock und der kurzen, runden Taille mit oder ohne Schwebel gestattet nebenbei so viel Ausruf, Zierrat und Entwicklung persönlicher Geschmackes, daß ebensowohl der schlichtesten Einfachheit wie dem verwöhntesten Geschmack Rechnung getragen wird.

Das schmückende Material besteht in reichen Passanterien aus Perlen groß und klein, rund und eckig, facettiert und sichelförmig, die mit Schnur und Lige zu reizenden Bordüren und Franzen, einzelnen Figuren, Agraffen, Pampilles u. c. verwebt sind und namentlich den schwarzen Kostümen zu bedeutendem Relief verhelfen. Schwarze Kostüme beherrschen zu jeder Zeit ihr klassisches Anrecht, in dieser Zeit aber erfordern sie noch besondere Berücksichtigung, da die Konfirmationszeit hierin einige Ansprüche erhebt. Die Konfirmationsanzüge gehen, einigermassen entgegengelegt den Traueranzügen, mit der Mode vollständig Hand in Hand und steht dabei nur das Dictum der Jugend ihr zur Seite. Für diese scheint übrigens so recht geeignet der sogenannte Bauernrock und die runde Taille mit kurzer Tunika oder Schärpendraperie. Selbstverständlich werden die Röcke der Kostüme immer noch auf einem unteren (fasten) Rock gearbeitet; letzterer wird aus leichtem Wollstoff von der Farbe des Kleides oder — ist dieses aus durchsichtigem, z. B. Lodenstoff — aus Seidenstoff hergestellt. Derselbe ist am unteren Rande 215—230 Cent. weit an den Vorder- und Seitenbahnen nach dem oberen Rande hin etwas

abgeschragt, bis etwa zur Hälfte seiner Höhe mit Gaze als Futter versehen und am unteren Rande mit einer in Zoll- und Plisfalten geordneten Frietur vom Stoff des Kleides oder von Sammet oder Seidenstoff in harmonisierender Farbe begrenzt. Dieser Rock wird von dem Rock aus Oberstoff überdeckt; man stellt letzteren aus geraden Bahnen in einer Weite von 4-4 1/2 Meter her, reißt ihn am oberen Rande in Falten und näht ihn längs des Rockgürtels auf. Ein oben in Plisfalten geordneter Bauernrock erfordert etwa 1 Meter Weite mehr. Der Futterrock ist hinten in bestimmten Abständen mit 3 Stahlreifen von 40, 50 und 55 Cent. Weite versehen. Hiermit ist die Frage der Krinoline berührt, die seit einigen Wochen ein leidenschaftliches Für und Wider aufgerührt hat. Eine wirkliche und wahrhaftige Krinoline (cage) giebt es allerdings noch nicht, aber ihre Vorbote, die Stahlreifen, behaupten bereits lange das Feld, nehmen nach und nach an Dimensionen zu, bis sie sich zum Ringe schließen werden. Die größere Stofffülle der jetzigen Röcke macht die Stahlreifen in den Kleibern notwendig, ohne sie wären die Faltenröcke einfach unmöglich zu tragen und ohne jegliches Ansehen. Tournüre und Stahlreifen ergänzen sich hierbei gegenseitig.

Die Taillen liebt man wiederum reicher zu garnieren. Für farbige Kostüme liefert der Handel dafür hübsche zweifarbige Treppen, Kanebänder mit Stickerei, Moiréband, Perlenplastrons, in Form eines spitzen Einfaßstückes aus Schmelz und Tüll und dann Spitzen in verschiedenster Ausführung. Obenan steht die geklöppelte Wollenspitze, irische Imitation, ein- auch zweifarbige in verschiedenen Dessins und bis zu einer Breite von 75 Cent. Es gilt als höchst chic einen Volant dieser Breite auf ein seitens Unterleid zu nähen und in entsprechender Weise die Toilette zu vervollständigen; auch drei schmalere Volants auf einen Rock genügt finden modische Anerkennung. Gewährt ist hiermit die praktische Verwertung vorhandener seidener Röcke. Eine andere Art Spitze von sehr schönem Effekt, welche mit gleichwertigem Erfolge für Kostüme wie für Konfektionen verarbeitet wird, ist eine Handspitze aus schmaler und breiterer wollener Flachlitze (die Ausführung der Spitze ist ähnlich der früheren point-lace-Band-Arbeit), welche in Posamentierfabriken gefertigt wird. Auf dunklem, namentlich sammetnem Untergrunde nimmt sich diese Spitzengarnitur sehr wirkungsvoll aus, doch wird voraussichtlich durch die Vorliebe für die Lama-, Mohair- und Wigognespitze diese Garnitur nicht zur Genüge gewürdigt werden. Kommen bei den Spitzenvolants auch Seide und Sammet zur Verwendung, so hat doch letzterer einen argen Feind in dem nonpareil velveteen, die Seide in den vielen neuen Wollentoffen, namentlich in den Schleiengarngeweben. Hierbei ist zu bemerken, daß Seide stets etwas erklüft bleibt und die Schwankungen darin nie von so schneller und beträchtlicher Art zu konstatieren sind. Neben dem immer jungerehenden satin duchesse, dem gemusterten Glacé hat man neuerdings wieder der fällige das angekommene Recht eingeräumt und sind namentlich die in indifferenten Farben gestreiften kaillous francais von vornehmer Qualität. Vielleicht bringt die vorschreitende Jahreszeit gesteigerte Reigung dafür, wenn die prognostizierten Gaminet- und Spizentoffe, die Perlenfülle, die Kanebandvelvetes und viele andere Neuheiten ihren Glanz entfalten. — Bezugsquelle von Kleibern für Konfirmandinnen: D. Weber, Berlin, Mohrenstr. 35; für Besätze: Mode-Bazar Gerson u. Co. und H. Beermann, Berlin, Friedrichstr. 59.

Bur Osterzeit.

Hat auch jeder Tag im Jahre die Berechtigung, Geben und Nehmen unter den Menschen zu vermitteln, so liegt doch in der Osterzeit ein ganz besonderer Reiz, nahe- und fernerehende Personen durch Geschenke charakteristischer Art Aufmerksamkeiten zu erweisen; und die Gabe gestattet, demselben nachzugeben, ohne sich allzustrenge innerhalb der sonst beobachteten engen konventionellen Schranken zu halten. Bei der Wahl der Gaben pflegt man allerdings nicht minder an das Auferstehungsfest der Erde, als an die tiefe religiöse Bedeutung des Osterfestes anzuknüpfen, ja man darf sagen, daß die Blumen neuerdings vorzugsweise berufen sind, als Ostergabe zu dienen und die Gefühnungen der Geschenkegeber zu ansprechendem Ausdruck zu bringen. Frische duftige Blüten, von zarten Frühlingstindern an, die bescheiden versteckt unter knospenden Hecken der Sonne entgegenlächeln, bis hinauf zu jenen prachtvollen erotischen Freizeitsblüthen, alle müssen sie der schönen Festzeit dienen, alle mitwirken in dem großen Farbenspektakel, das wir zu Geschenkwegen in mancherlei blendender Hülle zusammengestellt finden. Vergoldete Körbe, Füllhörner, Jardinières, Vasen, Figuren mit Körbchen zur Aufnahme von Blumen; Attrappen in allerlei sinnigen Formen mit Blumen gefüllt und vor allen das alle überdauernde Osterei.

Neben dem Zwecke, eine Fülle reizender Blumen zu umschließen, erfüllen sie ohne Ausnahme auch den, erquisten Konstituten, kleinen Schmuckgegenständen, Blütensträußen und Parfüms u. zur Hülle zu dienen. Größere Sachen, der Kategorie des modernen und beliebten brio-a-brac angehörend, werden meist in rohe, aus ungehälterter Weide geflochtene Körbchen gepackt und mit losen Blüten übersreut. C'est à l'ordre du jour! Auch die plastische Blume, das Kunstwerk aus Porzellan, aus Terracotta, Majolika und neuesten aus Glas findet bei dieser festlichen Gelegenheit bevorzugte Verwendung. In Zusammenstellung mit der Gelform und in anmutiger Gruppierung mit kleinen Amoretten lieferte die Keramik ganz reizende Ostergebilde. Auch die herkömmlichen Tiergestalten, wie der „Ostereule“, denen diesesmal noch das Käzgen als neues Familienglied beigelegt ist, finden wir im Ensemble von zart getönten Blumen und kleinen plastischen Genien in oft recht charakteristischem Arrangement. Unsere Kleinen vornehmlich dürften an diesen humoristischen Schöpfungen einer beweglichen Phantasie große Freude haben. Ästhetischer und künstlerisch schöner noch sind die Erzeugnisse in Jardinières- und Vasenform, Figuren in Sepia und Gold, in abgetönten Karmin, die neueste Produktion der Meißener Fabriken, ferner Potpourris und Kannenvasen in vieux Saxo, ungarische Fayencen aus Fünfskirchen und Budapest, in eigenartiger nationaler Geschmack, italienische Terracotten (bunte Figuren), muranische Glaswaren und — der einheimischen Industrie zu gebelken, die schönen Glasvasen, Vasen, Kannen, Schalen in Ballotini-mosaik: eine kunstvolle Arbeit aus kleinen opalfarbenen Glaskügeln, die einem mit farbiger Email untermalten und mit Goldkontur umrandetem Fond aufgesetzt sind und nicht unähnlich dem Cloisonné wirken. Viel noch des Schönen und Neuen bliebe zu erwähnen, doch beschränkter Raum gestattet nur allgemeinen Hinweis auf den Fortschritt der Industrie, die so ausgiebig für diese Zeit geforgt. Einige der oben erwähnten Beispiele zeigen die Abb. 1-4. Besondere Erwähnung verdient der Placoständer Abb. 4, bestimmt auf dem Schreibtisch oder dem Spiegelkonsol seinen Platz zu finden, da er zugleich als Behälter für Schmuckgegenstände oder Konstituten dient. Auch der Patethalter, in Form eines Armreifes mit Karabinerhaken, dürfte sich für Ostergeschenke großer Beliebtheit erfreuen und in seiner Be-

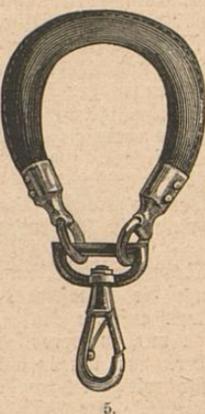
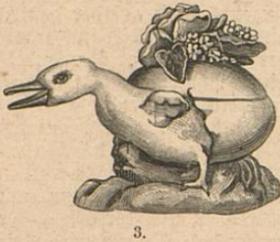


Fig. 1. Promenaden-Kostüm. Der 225 Cent. weite Rock aus satin ist am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten, in Zollfalten geordneten Frietur von Kaishmir begrenzt und oberhalb derselben mit einem rockartigen, in Falten geordneten Kaishmirtüll überdeckt; letzterer ist zu beiden Seiten mit Seidenstoff unterlegte Teile aus zweifarbigen Kamaspitzenstoff, welche man mit Nevers von Sammet begrenzt hat, eingelegt. Eine Schleiße aus gleichem Sammet vervollständigt den Rock. Das Mantelteil hat man teils aus Kaishmir, teils aus Kamaspitzenstoff hergestellt und mit einem Futter von satin merveilleux versehen. Ein Stehtragen und Armetrevers von Sammet, sowie teils in Falten gereichte, teils in Bindungen aufgehaltene Kamaspitze und Posamentereien vervollständigen das Mantelteil. (Siehe nebenstehende Vorderansicht.)

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. April.

Fig. 2. Frühjahrskleid. Der 235 Cent. weite Rock aus satin ist am unteren Rande mit einer Borte begrenzt, oberhalb derselben mit einem mit Sammet verzierten zweiten Rockteil aus Lodenstoff überdeckt und durch eine in der Weise der Abb. in Falten geordnete Lunita vervollständigt; letztere wird scheinbar mit einer Stoffpangegest. Die Taille aus Lodenstoff hat man mit einem Lax, mit Nevers, sowie mit einem Stehtragen von Sammet verbunden und mit Borten garniert; Haken und Ösen, sowie Metallagraffen dienen zum Schließen der Taille. Hut aus Strohgeflecht mit Borten und einer Federagraffe ausgestattet.



Fig. 2. Frühjahrskleid. Der 235 Cent. weite Rock aus satin ist am unteren Rande mit einer Borte begrenzt, oberhalb derselben mit einem mit Sammet verzierten zweiten Rockteil aus Lodenstoff überdeckt und durch eine in der Weise der Abb. in Falten geordnete Lunita vervollständigt; letztere wird scheinbar mit einer Stoffpangegest. Die Taille aus Lodenstoff hat man mit einem Lax, mit Nevers, sowie mit einem Stehtragen von Sammet verbunden und mit Borten garniert; Haken und Ösen, sowie Metallagraffen dienen zum Schließen der Taille. Hut aus Strohgeflecht mit Borten und einer Federagraffe ausgestattet.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 45.

Der erratene Dominostein.

Als zwei befreundete Damen eben miteinander Domino gespielt hatten, hielt die jüngere einen Dominostein in der Hand und betrachtete ihn nachdenklich, während die andere nur seine Rehrseite erblicken konnte.

Die ältere bemerkte scherzweise: „Wenn du mir eine unverfängliche Frage beantwortest, will ich dir die beiden Zahlen (Points) deines Dominosteins nennen.“

„Ich gehe darauf ein und werde deine Frage beantworten.“

Die ältere Dame begann nun wie folgt: „Verdopple die eine Zahl und füge 3 hinzu.“ Die Freundin nickte bejahend, „Verfünfsfache diese Summe,“ fuhr die andere fort, „und zähle die zweite Zahl (den zweiten Point) hinzu. Alsdann habe die Güte, mir die erhaltene Gesamtsumme zu nennen.“

Nach einigem Nachdenken erwiderte die gefragte Dame: „Sie beträgt 71.“ Hierauf gab ihr die Freundin sofort die beiden Points des Dominosteins an.

Welche Points hatte der Dominostein?

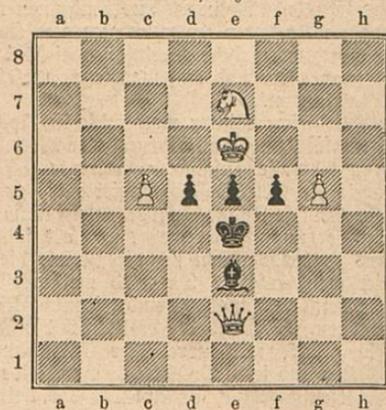
Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 148 Seite 104.

- Weiße.
1. L e 8 — b 5.
Schwarz.
1. L d 8 n. e 7 oder K d 6 — c 7.
Weiße.
2. L h 4 — g 3 matt.
A.
Weiße.
1.
Schwarz.
1. b 6 n. a 5 oder L d 8 — c 7.
Weiße.
2. e 7 — e 8 (verwandelt sich in einen Springer) oder Sa 5 — b 7 matt.
B.
Weiße.
1.
Schwarz.
1. T c 8 zieht.
Weiße.
2. e 7 — e 8 S. oder e 7 n. d 8 D. matt.

Aufgabe Nr. 150.

Von S. Lohb. Die Treue.



Weiße zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt. Man bemerke wohl, daß die Stellung die Form des Kreuzes hat.

Auflösung des Rebus Seite 104.

Man kann im Herzen Milde tragen und doch mit Keulen drunter schlagen.

Auflösung des Doppel-Rebus Seite 124.

Samariterdienst. — Selber Essen macht fett.

Korrespondenz.

Litteratur und Kunst. Malerische Verfertigung von Frauentnamen. Sechs Bilder von Rudolph Crell. Zeit von G. Portig. Preis M. 15, in eleg. Mappe M. 21. Einzelne Blätter M. 3.50. (Miltona, Verlaß von Ant. Seb.) Es sind die Namen Viktoria, Maria, Augusta, Lucie, Luise und Martha, die hier auf großen, reich ausgestatteten Holzbildern „Verfertigung“ kommen. Der Maler ging von der Anschauung aus, daß die Namen ursprünglich kein leeres Schall seien, sondern einen bedeutungsvollen Sinn enthielten; daß gewisse Namen Sinnbilder seien für eine ganze Geisteswelt, welche sie aufgeben oder zur Vollendung gebracht; daß unter allen Kulturvölkern die Namengebung ein wichtiges Zeugnis sei für deren Sitte und Art. Das Tun des Volkes auf diesem Gebiete zu unterstützen und zu lehren, sei Aufgabe der Kunst.“ Darauf hin hat der Maler die genannten Namen aus einer bildlichen Umgebung hervortreten lassen, welche die tiefere Bedeutung derselben sinnfällig machen soll. Das Marienbild verbindet den Namen mit einer idealen Landschaft, dessen Vordergrund eine von symbolischen Blumen umgebene Marienkapelle ausmacht; das Marthabild eröffnet den Einblick in das häusliche Walten des Mädchens und in traulich schöne Umgebung der Heimstätte derselben; die Viktoria fliegt von Genien umgeben mit Kranz und Palme über den Erdball hin; der Name Luise erscheint in symbolischer Umgebung, deren Mittelpunkt von den Gestalten der Königin Luise und ihres Sohnes (der Knice, in der Attitüde eines Schwabens, einen Drachen niedertritt) gebildet wird. Ähnlich knüpfen auch die übrigen Blätter historisch-allegorische Bezüge an die betreffenden Namen. — Die Zeichnung ist meist wohl gelungen. — Für Geburtstage, zur Konfirmation u. bieten die einzelnen veräußlichen Blätter ein gewiß willkommenes Geschenk.

Verschiedenes. Gdith. Die betreffende Dame, früher Seminaristin in Breslau, lebt auf Schloß Friedland in Oberschlesien. — Frau v. W., Frankfurt. Der bekannte Niederkomponist Thomas Koch hat in Wien; er ist vom Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha mit dem Ritterkreuz des Sachsen-Ernestinischen Hausordens ausgezeichnet worden. — **Wackfischehen.** Unbedingt gefattet. — **Neugierige Frau (Vaprika).** Etwas Gebuld. — **Abonentin in Velen.** Wählen Sie aus den früher erschienenen Vorlagen und ändern Sie nach Belieben. Vorläufig läßt Ihr Wunsch sich nicht erfüllen. — **Neugierige Fragestellerin.** Alle Apparate zur Salon-Magie und Anleitung zum Arrangieren der von Ihnen erwähnten Piesen bekommen Sie bei Herrn M. Herrmann, Berlin, Friedrichstr. 67. — **Vollst. Dufon.** Ihre Wünsche sind notiert. Herzlichen Dank für Ihre Anerkennung. — Felicitas in D. Karl Gerst, der Vater, ist Prälat und Oberhofprediger, wohnhaft Kanzelestr. 21. Gustav G., der Sohn, gleichfalls Schriftsteller, ist bis jetzt einfacher Diakon und wohnt Reinsburgstr. 42. Ob er des Dichters einziger Sohn ist, wissen wir nicht; ebensowenig, ob sie an einer und derselben Kirche wirken.

Die nächste Nummer (15) erscheint in 14 Tagen. Da der „Bazar“ vierteljährlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Vier Rebus-Aufgaben.

